Nordische Zukunft

Zeitschrift des Nordischen Ringes e.V.



FOLGE 1/2 — 15. JAHRGANG 1989



Junge Friesen.

In unsern Adern raunt das Blut
ein schweres Lied wie Meeresrauschen,
wie einer Muschel dumpfer Sang . . .
von Bauernstolz und Wikingfahrten . . .
es wacht manch wilder Ahne auf
und hilft uns, einst ein Kerl zu werden,
und manche Ahnfrau schenkt uns jäh
den Wunsch nach vielen blonden Erben . . .
so fest wie der Vergangenheit verschmiedet,
so fest wolln wir die Zukunft an uns ketten!

Ilse Arnheiter.



KAMERADSCHAFT

Einsatz und Vertrauen

Meinem treuen Waffenbruder
Raf Verhulst.

Am Weihnachtsmorgen 1925 wurde an mich im Gefängnis zu Löwen eine Karte aus Göttingen mit folgendem Inhalt versandt:

„Lieber Bruder! Alles, was Flandern lieb hat, ist augenblicklich mit Euch in Gedanken vereint. Eure Zelle ist angefüllt mit der Liebe von Tausenden. In kniender Haltung bereiteten sich die Gemeindemannen von 1302 zum Kampf vor, und sie gewannen den Sieg. Wir begreifen Euch! Der Stern von Bethlehem leuchtet über Eurem Kerker. In Eurer Zelle wird Flanderns Selbständigkeit geboren. Alles für Flandern! Im Namen der flämischen Verbannten in Göttingen,
Euer Bruder."[421])

Die Karte war unterzeichnet von Raf Verhulst und Frau. An der Seite zeichnete auch ein ehemaliger Student der flämischen Genter Universität während des Krieges, Frans Naudts.

Diese Karte fand keine Gnade bei der Gefängniszensur und wurde mir erst drei Jahre später mit einem ganzen Stoß zurückgehaltener Korrespondenz ausgehändigt, als ich im Januar 1929 den Kerker verließ. Und da noch berührte sie mich tief, denn ich wußte, daß mein treuer Kampf- und Schicksalsgenosse sie mit seinem Herzblut geschrieben hatte.

Wir waren durch den Aktivismus wie richtige Brüder geworden, obgleich wir uns vorher nie begegnet waren. Wohl kannte ich natürlich den Verfasser von „Jezus de Nazarener", „Semini's Kinderen" und manchem anderen bedeutenden Kunstwerk, doch nie hatte ich Gelegenheit gehabt, den Dichter selbst, der mir durch seine Werke sehr sympathisch war, persönlich kennenzulernen. Wir lebten in verschiedenen Kreisen; es gab in meinen jüngeren Jahren noch eine scharfe Trennung zwischen Flämischgesinnten verschiedener weltanschaulicher Überzeugung, und in meinem Geburtsort Sint-Niklaas (Waas) verkehrte ich als Schüler des Bischöflichen Gymnasiums nie mit Freisinnigen, die dort in einem neuen Stadtteil, fast wie in einem Ghetto, wohnten.

Welche Wandlung ist in dieser Hinsicht in den letzten dreißig Jahren, vor allem infolge der flämischen Bewegung, eingetreten.

Der Dichter Raf Verhulst war Professor für niederländische Literaturgeschichte am flämischen Konservatorium in Antwerpen. In dessen Nähe begegneten wir uns im Frühjahr 1915, und so lernten wir uns zuerst dort auf der Straße persönlich kennen.

Durch einige Artikel, die ich an seine Zeitung „Het Vlaamsche Nieuws" geschickt hatte, und wahrscheinlich auch durch mein kürzlich herausgekommenes Kampfblatt „Antwerpen Boven" wußte der Dichter schon, daß ich während des Krieges für Flandern tätig blieb, mit anderen Worten, daß ich Aktivist war. Deswegen vertraute er mir sofort mit einem forschen Händedruck seine Pläne an: aus „Het Vlaamsche Nieuws", das bis dahin flämisch gesinnt und freisinnig gewesen war, wollte er eine allgemeine flämische Tageszeitung machen, die das Sprachrohr aller kämpferischen Flamen sein sollte. Ich versprach ihm meine Unterstützung, vermutete damals aber noch nicht, daß ich einige Wochen später in die

Schriftleitung des Blattes eintreten würde. Dies war die Folge des Feldzuges, der gegen die mutige Zeitung aus Bosheit seitens der übrigen Antwerpener Blätter sowie auch aus flamenfeindlichen Gründen begonnen wurde und der damit anfing, daß dem Lehrer am flämischen Konservatorium Mitte Juni 1915 befohlen wurde, seine Mitarbeit an dem mit Boykott und Verleumdung wütend verfolgten „Vlaamsche Nieuws" aufzugeben.

Als ich einsah, daß durch diesen böswilligen Plan die einzige tüchtige flämische Zeitung, die wir damals in Antwerpen hatten, Gefahr lief, einzugehen, wollte ich das Äußerste versuchen, um dies zu verhindern. In dieser Absicht ging ich am Sonntag, dem 20. Juni 1915, zu Dichter Verhulst. Ich traf ihn in seiner vorübergehenden Wohnung in der Nähe des Antwerpener Parkes, zusammen mit seinem Freund Rechtsanwalt De Ravenne. Sobald Raf gehört hatte, worum es sich handelte, bedankte er sich gerührt bei mir, wies aber ausdrücklich auf die Gefahr hin, die mir als Athenäumslehrer, also als Staatsbeamtem drohte, wenn ich öffentlich mitarbeitete. Ich antwortete ihm darauf, daß ich alles überlegt hätte und zu dem festen Entschluß gekommen wäre, daß der Kampf wider die Gegner Flanderns unerbittlich zu Ende geführt werden müsse. „Schön," sagte Raf, „aber dann lasse ich Sie nicht allein auf den Kampfplatz treten."

Er wollte eine Versammlung von angesehenen Flaminganten aus Antwerpen einberufen und zu erreichen versuchen, daß diese die Verantwortung mit übernähmen. Am Donnerstag, dem 24. Juni, nachmittags 5 Uhr, sollte die Versammlung im Hause von Dr. jur. Emiel Wildiers in der van Maerlantstraat in Antwerpen stattfinden.

Ich kam mit einem Kampfgenossen aus Merksem, dem Licentiaten in den Handelswissenschaften Albert van den Brande, Untervorsitzendem der Merksemschen „Groeningerwacht",[422]) deren erster Vorsitzender ich war, zu der Versammlung, in der ich Dr. jur. Jozef van den Broeck, Karel Angermille und andere vorfand.

Ich setzte den Zweck der Versammlung auseinander und las den programmatischen Artikel vor, den ich mit Freund Verhulst aufgestellt hatte. Dieser Artikel sollte am folgenden Sonntag unter dem Titel: „Unser vaterländischer Kampf für unser gutes Recht" erscheinen, und Raf forderte die Anwesenden auf, ihn mit ihrem Namen zu unterzeichnen. Der Artikel fand allgemeine Zustimmung, doch der erhoffte Unterstützungsausschuß kam nicht zustande. Mein Merksemscher Kampfgenosse A. van den Brande gab jedoch seine Zustimmung dazu, daß sein Name als Vertreter der Schriftleitung mit genannt werde, und so erschien denn am Sonntag darauf, dem 27. Juni, die Zeitung mit seinem und meinem Namen am Kopf und mit dem oben genannten Aufsatz als Leitartikel.[423])

Das neugeborene „Vlaamsche Nieuws" machte Eindruck, und was Dichter Verhulst vorhergesehen hatte, geschah: ich wurde schon am nächsten Morgen 9 Uhr zu meinem Direktor gerufen, der mich vergeblich zu bewegen suchte, den flämischen Streit im Stiche zu lassen. Einige Tage später erhielt ich einen Brief von dem damaligen Kultusminister Poullet, der aus dem Lande gewichen war, worin derselbe Versuch wiederholt wurde: ich sollte zu den Antwerpener Parteiführern Franck und Rijckmans gehen und mich ihrer Entscheidung unterwerfen. Die beiden hielten es damals schon mit den Franskiljons, so daß ich der Aufforderung nicht Folge leistete.

Einige Zeit später erfuhr ich, daß der Ministerialdirektor

Klompers sich nicht gescheut hatte, bei der deutschen Obrigkeit auf meine Absetzung zu drängen, weil ich am „Vlaamsche Nieuws" mitarbeitete. Um Flämischgesinnte zu treffen, waren die „Patriotards" zu allem imstande.

Obgleich Verhulst ebenfalls mit Entlassung als Lehrer am Konservatorium bedroht wurde, blieb er doch die Seele des Blattes: er war unser erfahrener Berater, der Verfasser und Inspirator aller Entwürfe, die er begeistert ausführen half: der literarischen Preisausschreiben, der Zeichnungslisten, u. a. für den prachtvollen Kelch, der dem flämischen Krankenpfleger Priester van der Meulen angeboten wurde, der nach der Insel Cézembre verbannt worden war[424]), usw. Verhulst schrieb „unter dem Strich" seinen so eifrig gelesenen „Tijl Uilenspiegel", das fröhliche und abenteuerliche Leben von Flanderns schelmischem Philosophen; aber besonders beschenkte er uns täglich als „Luc" mit seinen „Iets voor iederen dag" (Etwas für jeden Tag), echten Perlen der Journalistik, wonach selbst Flanderns Feinde täglich griffen, und die in den Kriegsgefangenenlagern als bestes Mittel gegen den „cafard" oder die Melancholie galten. Doch nicht nur die Politik wurde in dieser köstlichen Ecke der Zeitung behandelt; über die verschiedensten Dinge schrieb Verhulst. Die Notleidenden wurden nicht vergessen, auch nicht Rafs größte Freunde, die Hunde, weder die Möwen noch die Sperlinge, für die er Brotkrümel erbettelte. Auch über die Bauern schrieb er, sowie über die teuren Zeiten, und niemand, der es jemals gelesen hat, wird die Geschichte vom Karussellbesitzer vergessen, der auf dem Jahrmarkt sich von den Bauernkindern nicht mit Geld, sondern mit Kartoffeln bezahlen läßt. Gleich unvergeßlich ist die Geschichte „Der Löwe von Professor Rommelaere", ein köstlicher Streich aus Rafs Studentenleben. Auch die neuerschienenen Bücher wurden unter dieser Lieblingsrubrik besprochen, und so wurde das flämische Volk mit Felix Timmermans' Pallieter, dem „Kind der Sonne und der fetten Erde", wie Verhulst sagte, und mit den bahnbrechenden Gedichten von Paul van Ostayen bekannt gemacht. Bei diesen literarischen Betrachtungen fiel es immer wieder auf, wie begeistert der ältere Künstler seine jüngeren Kunstbrüder bei ihren ersten Schritten auf literarischem Gebiet begrüßte und wie unbefangen und edelmütig er den neuen Künstlern gegenüber war.

All diese Essays zeugten immer von seinem feinen, sprudelnden Geist, von seiner scharfen Beobachtungsgabe, von seinem guten Geschmack, aber ebensosehr von seinem großen Herzen.[425])

Seine Güte erstreckte sich auf Mensch und Tier, und ich habe gesehen, wie er während des Krieges, als die Lebensmittel rationiert waren, von seinem Brot etwas erübrigte, um die ausgehungerten Schwäne zu füttern.

Der echte Tierfreund ist stets ein Menschenfreund. Von seiner Menschenliebe hat der gute Raf die treffendsten Beweise geliefert, besonders auch während des Krieges. Er ist es gewesen, der 1917 gelegentlich der Feier der Goldenen-Sporen-Schlacht (11. Juli 1302) die Antwerpener Aktivisten den General-Gouverneur von Falkenhausen um Begnadigung von fünf zum Tode verurteilten Spionen bitten ließ. Und sie wurden begnadigt. Luc selbst hat dies im „Vlaamsche Nieuws" vom 29. Juli getreulich wie folgt erzählt:

„Es war erst am Nachmittag des 11. Juli, als wir auf den guten Gedanken kamen, das flämische Volk mit der Angelegenheit zu bemühen und um Gnade bitten zu lassen, denn wir fühlten nur zu gut, daß wir allein zu schwach wären, um die Unerbittlichkeit des Kriegsgesetzes abzuwehren

Um halb acht fand die „Sporenfeier" in der „Thalia" in Antwerpen statt. Drei- bis viertausend Flamen waren versammelt. Der beste Teil unseres Volkes, können wir ruhig sagen. Der Teil, der seine vaterländische Vergangenheit ehrt, der Flandern über alles liebt, der in der Gegenwart kämpft, um Flandern eine schöne Zukunft zu bereiten. Alles Menschen, die einfach, aber fest ihre Pflicht erfüllen und nicht zurückschrecken vor der Boshaftigkeit des Gegners, sich nicht in ihre Hütte verkriechen vor dem drohenden Spuk von Havere.

René de Clercq sprach, abwechselnd gemütlich, geistreich, grimmig und begeisternd.

Es herrschte Freude, Aufgeschlossenheit und Jubel in dieser prachtvollen Menge flämischer Männer und flämischer Frauen; alle waren beglückt in dem Gefühl, stark und einig zu sein. Sollte es glücken, daß der „Sporenslag" das Leben von fünf unserer flämischen Landsmänner rettete, die in diesem Augenblick den Tod erwarteten, welche Genugtuung und welcher Stolz würde dies für Flandern sein!

Es war ein ergreifender und feierlicher Augenblick, als der ganze Saal mitfühlte, worum es ging, und in einer leidenschaftlichen Gemütsbewegung einstimmig beschloß, telegraphisch an den Generalgouverneur ein gemeinschaftliches Gnadengesuch zu senden.

An diesem Tage haben wir tief gefühlt, daß es eine menschliche Güte gibt, die emporgehoben bleibt über die Ereignisse, und wie die Menschen Brüder bleiben, um ihren Mitmenschen zu helfen.

Durch die Opferbereitschaft deutscher Beamter und die Bereitwilligkeit des Telegraphenamtes konnte ohne Zeitverlust das Telegramm verschickt werden.

Punkt Mitternacht wurde die deutsche Übersetzung vorgelegt und sofort nach Brüssel durchgesprochen. Denn vor allen Dingen mußte verhütet werden, daß die Begnadigung zu spät käme. Darum auch war eine Übersetzung nötig, damit der Text deutlich und klar sein würde und jede weitere Erklärung überflüssig.

Hier sprechen wir öffentlich unseren innigsten Dank dafür aus.[426])

Das Telegramm lautete:

> „An Seine Exzellenz den Generaloberst Freiherrn von Falkenhausen, Generalgouverneur in Belgien.
>
> Dreitausend stammesbewußte Flamen, die in Antwerpen versammelt sind, um die „Goldene-Sporen-Schlacht", ihren nationalen Gedenktag, zu feiern,
>
> bitten im Hinblick darauf, daß es bei großen Festlichkeiten eines Volkes eine jahrhundertealte Gewohnheit der Fürsten oder ihrer Platzhalter ist, mindestens einmal im Jahre das Gnadenrecht auszuüben,
>
> dieses eine Mal Seine Exzellenz den Generalgouverneur in Belgien, Freiherrn von Falkenhausen, der jetzt jenes fürstliche Recht über Flandern besitzt, um diese Gunst, wo fünf ihrer flämischen Landsleute aus dem Antwerpener Außenbezirke, die in ein und dieselbe Spionageangelegenheit verwickelt sind, vom Kriegsgericht in Antwerpen zum Tode verurteilt worden sind.
>
> Wenn Seine Exzellenz der Generalgouverneur Gnade schenkt, so wird dies einen dauernden Glanz auf den 11. Juli werfen.
>
> Wie wird diese Tat einer großen Barmherzigkeit eine feierliche und ehrliche Anerkennung unseres flämischen vaterländischen Gedenktages sein.
>
> Wie wird es den 11. Juli diesmal allen Flamen ohne Unterschied teuer machen, und wie wird der Name Seiner Exzellenz des Generalgouverneurs von Falkenhausen gesegnet für alle Zeiten damit verbunden bleiben!
>
> Das Büro der offiziellen Gedenkfeier der Goldenen-Sporen-Schlacht."

Die Begnadigung wurde unterzeichnet. In dem offiziellen Text heißt es, daß sie verliehen wurde gelegentlich der „Sporenfeier und 'n Berücksichtigung des Gnadengesuches von dreitausend Flamen".

Es wird eine der schönsten Seiten der flämischen Bewegung bleiben, und mit Recht werden die flämischen Aktivisten stolz und glücklich sein können, daß sie solch große Tat haben verwirklichen können.

Mit einem frohen Gemüt und einem reinen Gewissen werden sie

nun noch hartnäckiger den Kampf fortsetzen, denn es ist ganz Flandern, das vom Tode errettet werden muß.

Durch die Menschenleben, die wir retten konnten, wird unser Kampf gesegnet werden, und Tausende werden sich einer Bewegung anschließen, wo alles schön und edel ist, wo nicht aufgehört wird und niemand verzagt, ehe nicht der Sieg errungen ist und die Schlacht gewonnen.

Mit Festigkeit und Umsicht müssen wir siegen.

Luc."

Von Verwandten einzelner Begnadigten sollte unser Freund Raf wenig Dank ernten. Jemand, der uns zu Füßen gefallen war, drehte ihm hinterher auf der Straße den Rücken zu; aber so etwas hinderte diese edle Seele nicht daran, überall wo Not war, zu helfen soviel er konnte.

Je mehr er aber Gutes tat, um so mehr haßten ihn unsere Feinde, und wir wissen aus den Enthüllungen vom 21. Juli 1920 in der flämisch-nationalistischen Zeitung „Ons Vaderland", unterzeichnet Cl. Cornee aus Sinaai (Waas), daß der Plan bestanden hat, Raf und mich zu ermorden. Raf sollte zuerst dran glauben, aber der Verschwörer, der damit beauftragt war, konnte es im letzten Augenblick doch nicht übers Herz bringen, einen so edlen Flamen zu töten.

Nicht nur für unsere Brüder an der Eiser (Ijzer), sondern auch für die anderen Kriegsopfer, die armen Kriegsgefangenen, hatte Raf ein warmes Herz. Manchen Artikel widmete er ihnen, und als wir im Mai 1917, viel viel später als die wallonischen Vertreter Baron de Thysebaert und Dr. Falmagne, die schon Oktober 1915 die Zulassung bekommen hatten, die Erlaubnis erhielten, mehrere Lager, wo flämische Kriegsgefangene untergebracht waren, zu besuchen, stimmte Raf zu, ihren großen Wohltäter aus Antwerpen Cyriel Rousseeu und mich zu begleiten, und von Deutschland aus schrieb er seine Reisebriefe, die unsere Leser, aber vor allem die Verwandten unserer Soldaten besonders erfreuten. Ich selber habe von dieser Reise unauslöschliche Erinnerungen bewahrt, welche zu den schönsten meines Lebens zählen.

Später ist Raf als Mitglied des Rates von Flandern noch in der Schweiz gewesen und hat auch dort Flandern mit ganzer Seele gedient, so wie er es, ohne zu ermatten, weiter tat, als er nach der vorübergehenden Niederlage des Aktivismus nach Holland ausweichen mußte und später nach Deutschland.

Raf war einer der Mitglieder des Rates von Flandern, der am heftigsten darauf gedrungen hat, daß ich nach dem Zusammenbruch Belgien verlassen sollte: er benutzte wohl das stärkste Argument dazu, indem er darauf hinwies, welche große Aufgabe für Flandern ich im Ausland zu erfüllen hätte. Ich war aber zu sehr durchdrungen von meiner Pflicht, vor dem Gericht im Namen aller meiner aktivistischen Kameraden Zeugnis über unsere edelen Motive abzulegen.

Mit einem kräftigen Händedruck, worin ich versuchte, meine ganze Seele zu legen, nahm ich am 4. November 1918 Abschied von meinem getreuen Waffenbruder, und ich gab ihm Vollmacht für die weitere Aktion, die der Rat im Ausland führen würde, da ich wußte, daß niemand, was Flandern betraf, inniger als er meine Gedanken und meine Gefühle teilte.

Ab und zu, aber regelmäßig am 11. Juli, kam von meinem guten Kameraden ein geschmuggeltes Briefchen ins Gefängnis. Es war immer ein Brudergruß, oft auch unterzeichnet von Kampfgenossen in Deutschland, der mich stets tief rührte.

Für meine Befreiung aus dem Kerker haben wenige sich so gemüht wie Raf; er entwarf die rührende Zeichnung: „Borms kniet in seiner Zelle",[427]) welche er schon deutlich vor

Augen hatte, als ihm der Weihnachtsgruß, mit dem ich diesen Artikel anfing, aus dem Herzen kam; und als unerwartet die Zwischenwahl von Antwerpen Ende 1928 die Aussicht bot, mir die Rettung zu bringen, hat er gearbeitet und sich abgemüht, um von seinem Verbannungsort aus Stimmen für seinen gekerkerten Bruder zu werben.

Niemand wird dann auch glücklicher gewesen sein als er, als die 83 000 ihre Stimmen für mich abgegeben hatten; und wie meine Befreiung seine empfindliche Seele gerührt hat, habe ich einige Monate später empfunden, als er nach Ablauf seiner ersten Verbannung mit seiner lieben Frau unerwartet in dem gastfreien Heim in Merksem vor mir stand. Die ersten Augenblicke war er so gerührt, daß er kein Wort herausbringen konnte; mit Tränen in den Augen umarmte er mich dann als seinen innig geliebten wiedergefundenen Bruder, den er zehn Jahre lang hatte entbehren müssen und den jemals wiederzusehen er nicht geglaubt hatte. (An dieses Wiedersehen erinnert die Photographie auf Abbildung 3.)

Wenig nur hätte gefehlt, oder diese Befürchtung wäre wahr geworden. Ende 1927 war sein Gesundheitszustand so, daß fast nur ein Wunder sein Leben retten konnte. Im November 1927 schickte Frau Verhulst einen alten Freund von Raf, den Antwerpener Apotheker J. de Praeter, zu mir ins Gefängnis, um mir die schwere Krankheit ihres Mannes mitzuteilen. Voll Angst wartete ich in meiner Zelle auf Nachricht, und all die Kerkertage betete ich zu meinem Herrgott, um Raf zu erhalten. Endlich bekam ich Mitte Dezember folgende Karte zugeschmuggelt, die, noch mit unsicherer Hand mit Bleistift geschrieben, aus der Klinik in Göttingen kam und die kurz nach der schweren Operation schon abgeschickt war:

„Göttingen, Montag, den 5. Dezember 1927.

Mein lieber, guter Freund Gust! Ich glaube, daß ich es geschafft habe! Ihr schöner Brief hat mich hoch erfreut und tief gerührt. Zusammen setzen wir den Kampf für Flandern fort! Nun hoffe ich, Sie bald wieder zu sehen.... Herzlich Ihr

Raf."

Diese gute Nachricht, die mich so beglückte, wurde durch einen Brief an Apotheker De Praeter bestätigt, der wie folgt schloß: „Jül, kannst Du nicht bald Borms wissen lassen, daß es mir ausgezeichnet geht, daß ich ihm so dankbar bin für seine warme Freundschaft."

Raf war also gerettet. Dies hatten wir neben der Vorsehung, die unsere Gebete erhört hatte, dem berühmten Chirurgen Professor Dr. Stich in Göttingen zu verdanken, der drei Jahre später dieses Wunder nochmals wiederholt und dadurch das teure Leben eines der treuesten Söhne von Mutter Flandern über zehn Jahre erhalten hat.[128]) Wir müssen und werden dem großen Gelehrten und seinen Kollegen ewig dankbar sein für die liebevolle Behandlung von unserem Bruder. Wie oft hat dieser uns hinterher gesagt: „Kein König ist jemals besser versorgt worden als ich durch meine Kollegen in Göttingen," und durch „ons Moeke" (unsere Muttel), setzt er dann stets hinzu; damit meinte er seine treue Lebensgefährtin.

Ist es nicht selbstverständlich, daß ein Flame, der solche Erfahrungen macht, das Land liebt, wo das Volk ihm so entgegenkommt? Und diese Liebe hat ihren Ursprung in der Blutsverwandtschaft: „wir sind eines Volkes, eines Blutes." Gewiß, Nord-Niederland ist uns näher, aber doch fühlen wir uns auch eng verbunden mit unseren germanischen Brüdern im Osten. Laßt uns die Bande stets festigen und ohne politische Nebengedanken das natürliche Verhältnis wieder her-

stellen, das in den Zeiten unserer großen Vergangenheit bestand.

Es wird eins der größten Verdienste unseres geliebten Freundes Raf sein, daß er so viel zu der kulturellen Annäherung Flanderns und Deutschlands beigetragen hat.

Er, der rüstige Siebziger stand auch weiterhin bis zu seinem am 24. März 1941 erfolgten Tode kampfesmutig in der Bresche für sein dietsches Ideal. Stets hat er uns gelehrt, daß dieses Ideal nur zu erreichen ist, wenn alle, die es gut meinen mit Land und Volk, einig und kameradschaftlich zusammenstehen und wie Brüder unverzagt und zu jedem Opfer bereit weiterschreiten. Wir wollen ihm dies danken, indem wir seiner Mahnung folgen im Hinblick auf die Stunde, die er so wundervoll besungen hat in seinem Gedicht „Der 24. Oktober 1916" bei der Eröffnung der Flämischen Universität in Gent:

Vlaanderen, Vlaanderen, op de kim van den tijd
Daagt de dag, slaat het uur langverwacht door de eeuwen,
Vlaanderen, dat ge weder 't oud Vlaanderen zijt,
Met in 't goud van uw vaandels het zwart van uw Leeuwen.

Vlaanderen, Vlaanderen, gij wordt weer een land
Met een volk en een taal, met een naam en een standaard,
Met een kroon op uw hoofd en een scepter in uw hand,
Met een eigen bestaan en een eigenen landaard!"[420])

Aug. Borms.

Zu „Kameradschaft" von Dr. August Borms.

[421]) Über den Prozeß und die Gefangenschaft von Borms unterrichten die Bücher: „Dr. August Borms voor het Gerecht", Brüssel 1919, zweite erweiterte und bis 1929 fortgeführte Auflage, Brüssel 1929, sowie „A. Borms: Tien Jaar in den Belgischen Kerker", Antwerpen 1930. Deutsche Ausgabe: „Zehn Jahre im belgischen Kerker", (mit einer Einleitung versehen und herausgegeben von Herbert Martens, in Gemeinschaft mit Franz Fromme und Hellmuth Soltau), 1930, Verlag Westphal.

[422]) „Groeningerwacht": Flämische Kampforganisationen, die ihren Namen nach dem Groeninger Felde bei Kortrijk tragen, wo am 11. Juli 1302 die französische Ritterschaft in der Goldenen-Sporen-Schlacht dem flämischen Volksheer erlag.

[423]) In diesem programmatischen Artikel hieß es u. a.: „Wer mutig ist und aufrecht sein Volk und seine Sprache liebhat, schare sich an unsere Seite unter dem Motto: ‚Wir wollen weder französisch noch hochdeutsch werden, sondern flämisch sein!' Wir sind überzeugt, daß jetzt der Augenblick da ist, um voll unsere Pflicht zu erfüllen. Unsere Jugend steht an der Front und tut ihre Pflicht auf eine Weise, die die Bewunderung der ganzen Welt abzwingt. Aus den Laufgräben und aus den Gefangenenlagern schreiben sie uns, daß sie jetzt mehr flämisch gesinnt sind als je zuvor und ihr volles Recht in ihrem Vaterland haben wollen. Sollen wir ruhig unser Schicksal abwarten, wieder Vertrauen haben in die Edelmütigkeit der Französisch-Gesinnten? Sollen wir mit verschränkten Armen, ein Bein über das andere geschlagen, die Zukunft und unsere Schicksalsfügung abwarten? Ist das gute, aufrechte Vaterlandsliebe? Dürfen wir nicht für vollständiges Sprachenrecht in Flämisch-Belgien kämpfen? Nein, müssen wir es nicht tun? Raf Verhulst sagte es treffend mit einem einzigen Satz: ‚Die Aufgabe der Flämisch-Gesinnten ist klar: Unsere Jungen kämpfen an der Front; es ist unsere Pflicht, ihnen ein Vaterland mit völligem Sprachenrecht vorzubereiten'."

[424]) Näheres über die Verbannung von van der Meulen sowie über andere Bestrafungen flämischer Nationalisten findet sich in „Vlaanderens Weezang aan den Ijzer", herausgegeben von Karel de Schaepdrijver und Julius Charpentier (Ijzerreeks Nr. III), Kortrijk 1918.

Siehe auch Ward Hermans in Anm. 385.

[425]) Als schlagender Beweis für die großen Anforderungen, welche der begabte Dichter, der trotzdem anderen gegenüber sehr nachgiebig ist, in seiner Kunst an sich selber stellt, sei folgendes erwähnt: Er vernichtete den zweiten Akt seines Meisterwerkes „Jezus de Nazarener" vollständig, weil er meinte, den Heiland zu sinnlich dargestellt zu haben. In einer Nacht schrieb er dann den ganzen Akt, wie wir ihn jetzt bewundern.

[426]) Dieser Dank galt hauptsächlich Dr. P. Oszwald, dessen tatkräftige Mitarbeit damals wieder einmal bewiesen hat, welch warmes Herz er für die Flamen hat.

[427]) Als Flugblatt bei der Bormswahl verbreitet; auch in „De Noorderklok" vom 9. 12. 1928 erschienen.

[428]) Verhulst hat 1927—1930 drei Operationen (Entfernung einer Niere, des Blinddarms und der Gallenblase) durch die Kunst und die Sorge von Prof. Dr. Stich in Göttingen glücklich überstanden.

[429]) In freier Übersetzung:

„Flandern, Flandern, an der Kimme der Zeit tagt der Tag, schlägt die Stunde, jahrhundertelang erwartet, daß Du wieder das alte Flandern bist mit dem Schwarz Deiner Löwen im Gold Deiner Fahnen.

Flandern, Flandern, Du wirst wieder ein Land mit einem Volk und einer Sprache, mit einem Namen und einer Standarte, mit einer Krone auf dem Haupt und einem Zepter in der Hand, mit eigenem Wesen und eigener Art."



Borms und Verhulst (1929)

Der flämische Führer

Von Raf Verhulst in Göttingen

So wie er vor zehn Jahren war, in der stürmischen Zeit des Aktivismus, steht er lebendig vor meinen Augen. Ziemlich groß, länger als der Durchschnitt, elastisch und geschmeidig, aber mager, ganz mager, vor allem bei Ende des Krieges! Er war kräftig gebaut, und die Uniform würde ihm tadellos gestanden haben. Nun ging er, angezogen wie ein Lehrer, der eine große Familie hat — eine Frau und sechs Kinder — und der anständig, obgleich etwas dürftig aussieht in seinem viel getragenen Gehrock, mit seinem Schlips, der nur selten erneuert wurde, auf dem aber treu die Löwennadel, Flanderns Schild und Glaubenszeichen, steckte. Drei Dinge fielen jedem auf, der ihm näher trat: Die hohe Stirn des Studierten und des Denkers, der warme Ton seiner Stimme, vor allem aber der beseelte Blick seiner außergewöhnlich freundlichen Augen. Darin lag ein Licht wie der Widerschein des Ideals, auf das sie unaufhörlich gerichtet waren.

Der erste Eindruck: Jemand, der fest auf seinen Füßen steht und der weiß, was er will. Der Grundton seiner flämischen Natur: Einfachheit, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Seine Haltung ist nie gewollt, aber er ist stets voll Begeisterung für die Tat, und doch besonnen, immer fest entschlossen und unbegrenzt selbstlos. Dabei von einem fleckenlosen, fast asketischen Lebenswandel, obgleich sein Charakter aufgeweckt ist, von einer gleichmütigen Aufgewecktheit. Ich habe vier Jahre mit ihm zusammen gearbeitet; zusammen redigierten wir das aktivistische Tageblatt „Het Vlaamsche Nieuws", zusammen besorgten wir die Nahrung der Volksbewegung, und ich kann bezeugen, daß ich ihn nie verdrießlich, nie kurz angebunden, nie nervös gesehen habe, auch nicht bei Arbeitsüberlastung oder bei Mißgeschick. Er hatte keine Anfälle von Mutlosigkeit, keine Anfechtungen von Zweifel. Schadenfreude kannte er nicht, nur Schöpferfreude. Es gab bei ihm keinen Eigennutz, kein Streben nach Ehre, Macht oder Geld. Ebensowenig eine Spur von Eitelkeit. Ich kann sagen, daß ich keinen besseren, keinen reineren Menschen in meinem Leben gekannt habe. Es ist ein unschätzbares Glück für ein Volk, das für seine Selbständigkeit kämpfen muß, einen solchen Mann als Führer zu haben.

Man merkt auch sofort, daß er nicht an sich selbst denkt. Er hört andächtig zu, solange ein anderer spricht, er selbst, unzweifelhaft der größte Redner seines Landes, ist kurz, bündig, sachlich. Alles was er sagt, trägt den Stempel der Offenherzigkeit.

In den Zeiten vor dem Kriege war August Borms ein stiller Arbeiter, ein Ratgeber, ein gesuchter Redner. Er war Flamingant, wie man damals sagte; das ist jemand, der seine Muttersprache liebt, der darunter leidet, daß sie von der Regierung unterdrückt und verhöhnt wird, und der sie wieder zu Ehren gebracht wissen will. Die Ereignisse des Weltkrieges aber sollten ihn zur Größe eines Volksführers und eines Volkshelden erheben.

Es lag alles so klar, so deutlich vor ihm. Er zeigte sofort eine heldenmütige Entschlossenheit, weil er eine heldenmütige Sicherheit in sich trug. Mangel an Mut oder Kühnheit gibt es bei ihm nie, obgleich er wohl wiegt und wägt. Er wußte, daß von Belgien nie etwas zu erwarten war. In dieser Zeit habe ich Borms näher kennengelernt. Er wandelte in der Klarheit des inneren Lichtes, das sein Gewissen ist; er handelte ausschließlich unter dem Drang seines lebendigen flämischen Glaubens, der ihn vorwärts trieb.

Ein Mensch ist an allererster Stelle durch die Sprache frei in seinem eigenen Lande. Aber gerade seiner Sprache wegen ist ein Flame in Belgien ein Fremdling, schlimmer noch, ein Ausgestoßener. Nur am Herde fühlt er sich noch frei; sobald er in der Öffentlichkeit mit Belgien in Berührung kommt, ist er nicht mehr zu Hause, sondern bei einem Feind.

Das ist das Schlimmste, was einem Volke geschehen kann. Das ist das Leid von Eupen-Malmedy, von Polnisch-Oberschlesien, vom Sudetenland, von Elsaß-Lothringen, von Südtirol: erobertes Land, durch Schwert und Übermacht dem Mutterlande entrissen. Aber es ist auch das Leid von Flandern; und Flandern braucht nur zu wollen, um frei zu sein. Borms hat als erster von allen gelehrt, dies zu wollen und dies zu wagen. Ein Aufständischer? Ja, gegen die Unterdrücker seines Volkes.

Er ist tief gläubig, sehr religiös, streng römisch-katholisch, obgleich er nichts von einem Frömmler hat. Im katholischen Lager sind jetzt Tausende und Abertausende wie er. Demut, Unterworfenheit war das große Übel der flämischen Gaue geworden nach den vier Jahrhunderten der Unterdrückung durch Frankreich, Spanien, Österreich und nochmals Frankreich durch dessen Vasall Belgien. Borms stellte der Obrigkeit eine Grenze, auch der der Bischöfe; für diese: das geistliche, das religiöse Gebiet. Er ist ein untertäniger Sohn der Kirche, doch wo es Flandern gilt, erkennt er keine Einmischung an; zwischen Gott und ihm gibt es niemand, keine Hölle, keinen Teufel, kein Episkopat, keine Eminenz.

Als Kardinal Mercier, ein Wallone rein französischer Abstammung, sich leidenschaftlich

in die Kriegspolitik von Belgien und Frankreich gestürzt hatte und unerbittlich gegen die Flamen Stellung nahm, blieb Borms unerschütterlich. Schließlich ließ dieser Kirchenfürst von allen Kanzeln Flanderns eine Verurteilung des flämischen Freiheitskampfes verlesen.

Sollte Borms nachgeben und uns verlassen? Kein Gedanke daran! Er kümmerte sich nicht um diese gotteslästernde, ketzerische These und war der erste, der das Gemüt der einfachen Leute wieder beruhigte. Es gab Katholiken, die damals schlecht über ihn sprachen. Sie hatten unrecht. Borms hat auch seinem Glauben einen großen Dienst erwiesen. Er lieferte den Beweis, daß jemand ein guter und vorbildlicher Katholik und doch ein freier Mann sein kann. Er schlug keine aufrührerischen Thesen an die Tür des erzbischöflichen Palastes in Mecheln, aber er blieb trotz des Bannfluches seinem Volke treu. Ehrerbietig und entschlossen lautete sein Einspruch: „Der Kardinal geht über seine Macht hinaus. Er hat recht, wenn er sagt, daß die Vaterlandsliebe eine Christenpflicht ist, aber er ist Wallone und Franzose, und sein Vaterland ist nicht das unsrige. Er vergißt, daß wir Flamen und Germanen sind und daß wir nur Flandern als unser Vaterland erkennen dürfen und können." Doch fühlte Borms den Schlag. Ich entsinne mich, daß er mir sagte: „Für mich macht es nichts aus. Ich bin nur in geistlichen, nicht in weltlichen Dingen Gehorsam schuldig; doch im Herzen manches flämischen Priesters sieht es tragisch aus. Ich weiß, wie schwer das Priesterkleid jetzt auf flämische Schultern drückt."

Seine Hingabe an die große Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war bedingungslos. Er kannte nach einem schweren Tage keine andere Ruhe und Erholung, als von einer Versammlung in die andere zu laufen, immer erwartet, immer zu spät, er, der so Gewissenhafte, weil er immer angesprochen und aufgehalten wurde.

Dieser einfache, gütige Mann wurde ein Herrscher, sobald er vor der Masse auf dem Podium stand. Er begann zu sprechen, und man lauschte ihm. Er sprach vor Gegnern länger als eine Stunde, und die Gesichter, die vorher noch Haß, Wut und Bosheit gezeigt hatten, strahlten nun vor Begeisterung, Zustimmung und Liebe.

Ein bekannter österreichischer Journalist, Dr. Edmund Wengraf, der Borms zufällig während des Krieges in Brüssel sprechen hörte, schrieb zehn Jahre später — so sehr war er unter dem Eindruck geblieben — im „Neuen Wiener Journal" vom 11. Juli 1926:

„Daniel O'Connell, der die irische Unabhängigkeit ins Leben rief, und Ludwig Kossuth, der Anführer der ungarischen Revolution, waren Männer wie dieser: Schwärmer in ihrer Überzeugung, die durch ihre einzigartige Redekraft Begeisterung erweckten. Der Mann, den ich in Brüssel hörte, war ein flämischer Lehrer. Er sprach von den Leiden seines Volkes, seiner Nation, von der Unterdrückung ihrer alten, einst in ganz Europa hochgeschätzten Kultur. Ich habe nie in meinem Leben einen überwältigenderen Redner gehört als diesen Mann. In demosthenischem Fluß strömte es von seinen Lippen. Unter uns Zuhörern war ein ukrainischer Reichsratsabgeordneter, der durch die Schilderung der flämischen Volksnot an die ähnlichen Schmerzen seiner eigenen Landsleute erinnert wurde und in furchtbare Aufregung geriet. Aber auch wir anderen waren aufs tiefste ergriffen. Was seitdem aus diesem armen Lehrer und großen Redner geworden ist, weiß ich nicht. Unter günstigen Umständen würde er eine historische Berühmtheit geworden sein."

Was ist aus ihm geworden? Er hat gekämpft so lange er konnte. Als der Aktivismus nach allen Seiten hin praktisch ausgebaut wurde, dröhnte sein Leben vor Anstrengung. Von früh bis spät war er in Bewegung. Es war, als ob er fühlte, daß wir keinen Tag, keine Stunde zu verlieren hatten. Als das Schicksal seine dunklen Schatten drohender vorauswarf, drängte er und plagte sich selbst ab, um den Bau zu vollenden.

Das letzte Mal sah ich Borms am 4. November 1918. Vergebens versuchten wir ihn zu überreden, mit nach Holland zu gehen. Auf die Gefahr, der er sich aussetzte, brauchte man ihn nicht hinzuweisen, im Gegenteil, dies bestärkte ihn nur in seinem Entschluß. Ohne den geringsten Schein von Großsprecherei antwortete er, daß es besser wäre, wenn er bliebe. Die flämischen Soldaten, die von der Front zurückkehrten, würden nun ihr Recht fordern, und da müsse jemand vom „Rat von Flandern" ihnen raten und zur Seite stehen. Er wußte nicht, daß die Treuesten von ihnen in Houthulst von General Drubbel vorsätzlich in den Kugelregen gejagt worden waren. Der General wollte nach seinen eigenen Worten auf diese Art die Schmach der flämischen Gesinnung von der belgischen Fahne tilgen. Borms wußte auch nicht, daß der Rest zwischen den Maschinengewehren der Franzosen und der Engländer zurückkehren sollte.

Vielleicht zögerte er einen Augenblick, als wir darauf hinwiesen, wie notwendig er sei, um den Selbständigkeitskampf im Ausland fortzuführen und um die Eintracht unter den Flamen, die stets auf ihn hörten, zu bewahren. Er allein hatte es verstanden, die schwelende Zwietracht im „Rat von Flandern" niederzuhalten. Was sollten wir ohne ihn tun? Aber er hielt es für seine Pflicht zu bleiben und war nicht davon abzubringen.

Bei der Rückkehr der belgischen Regierung wurde eine furchtbare Schreckensherrschaft entfesselt. Häuser von Aktivisten wurden von wallonischen Soldaten in Brand gesteckt; die Gefängnisse wurden überfüllt; Kriegsgerichte wurden errichtet, Tausende von Flamen

ihres Amtes entsetzt und brotlos gemacht, während Hunderte — Professoren, Ärzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, Schriftsteller, Dichter, höhere Beamte — diejenigen, die sich am meisten bloßgestellt hatten, nach Holland oder Deutschland geflohen waren.

In dieser Hölle der Verfolgung blieb der am meisten Gehaßte, der am meisten Gefürchtete, der Schuldigste von allen, wenn flämische Vaterlandsliebe eine Missetat war. Borms hielt sich versteckt, mitten in der Hauptstadt, bereit zu allem, der Tat harrend, die nicht kam. Borms leitete insgeheim den Widerstand. Zwei und einen halben Monat konnte er sich verborgen halten, bis er am 8. Februar 1919 in einem Hause in der Jerichowstraße, wo ein Freund ihm ein Zimmer abgelassen hatte, festgenommen wurde.

Es kam zum Prozeß vor dem Geschworenengericht. Sein ganzes Leben wurde unter die Lupe genommen, doch kein Flecken wurde gefunden. Die Reinheit seines Lebenswandels, die Lauterkeit seiner Absichten, die Liebe zu seinem Volke, die vollständige Uneigennützigkeit eines großen Idealisten wurde jedem offenbar. Seine Taten waren so einwandfrei, daß es kein Gesetz gab, um ihn zu strafen; die belgische Regierung hatte, um ihn treffen zu können, vorsorglich Ausnahmegesetze erlassen, die aber dem Parlament nicht zur Abstimmung vorgelegt worden, also verfassungswidrig waren. Borms wurde trotzdem zum Tode verurteilt (am 6. September 1919). Da die belgische Regierung im letzten Augenblick vor der Hinrichtung des Unschuldigen zurückschreckte, suchte man ihn zu überreden, um Gnade zu bitten. Er weigerte sich, das Gnadengesuch, das ihm vorgelegt wurde, zu unterschreiben, und wollte auch nicht, daß seine Angehörigen es für ihn tun sollten: „Ich habe keine Schuld und brauche nicht um Gnade zu bitten", war seine unerschütterliche Antwort. Die Todesstrafe wurde dann doch in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt.

Zehn Jahre hat Belgien ihn im Gefängnis zu Löwen eingekerkert gehalten, wo nur Mörder und Schwerverbrecher lebenslänglich eingeschlossen sind. Zehn Jahre im Kerker durch das Wort des Königs „An Amnestie ist nicht zu denken", durch den Haß der wallonischen Regierungen, durch das unbegreifliche „Zwanzigtausendmal Nein" von Emiel Vandervelde, der trotzdem zugeben mußte, daß Borms aus reinem Idealismus gehandelt hätte, durch das abscheuliche Mordgeschrei der belgischen Presse, aber auch durch die Feigheit der belgizistischen flämischen Führer, durch unsere Lauheit, unsere Uneinigkeit. Zehn Jahre war er für Belgien Nummer 310 des Zuchthauses. Er blieb eingekerkert von seinem 40. bis zu seinem 50. Jahr, in den besten Jahren des Lebens.

Er saß dort mit dem Schlüssel seines Gefängnisses in der Tasche. Er konnte jeden Tag heraus unter der Bedingung, daß er Belgien als sein Vaterland anerkennen und nicht mehr an dem Kampf für das Recht und die Selbständigkeit seines Volkes teilnehmen würde. Die verschiedenen aufeinanderfolgenden Regierungen wiederholten immer von neuem das Angebot, doch er hat sie alle durch seine Weigerung besiegt; hätte er angenommen, dann hätte die flämische Selbständigkeitsbewegung einen Bruch auf Jahre hinaus bekommen. „Ich danke Ihnen dennoch für Ihr Anerbieten", sagte er, „denn es beweist, daß Sie mich im Kerker behalten nicht für das, was ich verbrochen haben soll, sondern nur um mich zu hindern, den Kampf für Recht und Freiheit wieder aufzunehmen."

Und doch schien sein Opfer umsonst. Das flämische Volk schwieg und rührte sich nicht mehr. Seine Führer lebten in der Verbannung, und die Passiven standen auf der Seite der Unterdrücker oder schwiegen. Es kam Mutlosigkeit unter die Menschen. Nur einer verzweifelte nie an seinem Volk: Borms. Die seltsamen Briefe, die er aus seinem Gefängnis geschmuggelt bekam, waren anspornende Weckrufe zu Mut und Ausdauer.

Zufällig mußte am 2. Adventsonntag, am 9. Dezember 1928, eine Stichwahl für die Kammer stattfinden. Es gab zwei Kandidaten. Der eine war ein Rechtsanwalt in Antwerpen, Gemeinderatsmitglied, der Mann des Hofes, der Regierung, der Banken. Zum erstenmal arbeiteten höhere Geistlichkeit und Freimaurer zusammen, um diesem Kandidaten von ganz Belgien mit erschütternder Mehrheit zum Siege zu verhelfen. Der andere Kandidat war Borms, der Mann aus der Zelle 310, der nicht sprechen, nicht einmal ein Manifest an die Wähler richten durfte. Das Ergebnis konnte nicht fraglich sein!

Und das Unglaubliche geschah! Borms erhielt 83000 Stimmen, rund 40000 Stimmen mehr als sein Gegenkandidat. Es war ein entsetzlicher Schlag für Brüssel, für Belgien! Es war eine Offenbarung für Freund und Feind! In aller Ruhe, ohne daß jemand es vermutete, hatte das Opfer seine Früchte getragen! Solange es ein Belgien gibt, hat niemals, kein einziges Mal im Laufe seines hundertjährigen Bestehens, ein Kandidat so viele Stimmen auf sich vereinigt.

Einen guten Monat später, am 17. Januar 1929, wurde Borms freigelassen, infolge eines Begnadigungsgesetzes, das keine Amnestie war, denn die bürgerlichen und politischen Rechte blieben den verurteilten Aktivisten versagt, auch die beschlagnahmten Vermögen blieben im Besitze des belgischen Staates. Eigentlich erlaubt die belgische Verfassung keine

Verbannung und keine Beschlagnahme, doch hier treten die belgischen Machenschaften in Tätigkeit, die auch Deutschland schon am eigenen Leibe verspürt hat. Keine Verbannung zwar, aber auf lange Jahre eingeschlossen. Keine Beschlagnahme des Besitzes, aber eine Geldbuße, die mehr als das ganze Vermögen beträgt.

Borms ist jetzt frei, und überall wird ihm als dem ungekrönten König von Flandern gehuldigt. Keine Bitterkeit ist in sein Herz geschlichen, kein Vorwurf kommt über seine Lippen, doch ist er hart wie ein Granitfelsen, wo es um Flanderns Recht geht.

Infolge des Gefängnislebens ist sein Körper aufgeschwellt, sein Gesicht ist voller geworden, aber er ist derselbe geblieben, klar von Geist, warm von Herzen, voll Entschlossenheit, der Erwecker seines Volkes, der große Redner, „die Glocke von Flandern". Ein Lachen erhellt noch immer sein Gesicht, aber es sind die Augen, die lachen. Kein spottendes, kein bitteres, kein zynisches Lachen, das ein Grinsen wird, sondern das Lachen von Güte, Treuherzigkeit und Ehrlichkeit. Borms hat vom ersten Tage an seine schwere Aufgabe, seine große Arbeit wieder aufgenommen, stets gleich bedächtig und ruhig, denn er ist das Gegenteil eines Schwärmers, eines Fanatikers, wie seine Feinde ihn schildern.

Wird er sein Volk zur Selbständigkeit bringen, wird er Flandern frei machen? Es sind wahrscheinlich nur Ereignisse von Weltbedeutung, die eine Änderung der Karte von West-Europa bringen können, und der größte Staatsmann braucht die Gunst des Augenblickes. Von wohlmeinender Seite ist mir gesagt worden, daß Borms kein Politiker sei.

Ich muß zugeben, daß alles Intrigieren, alle Doppelsinnigkeit, alle Verschlagenheit ihm fremd sind. Er ist nicht der Mann von Kniffen, Behendigkeiten, Kunstgriffen, und nicht auf diese Art würde er im belgischen Parlament eine große Gestalt sein. Er kann sich nicht drehen und wenden, er muß den geraden Weg gehen. Also kein Politiker? Wer das Größere ist, muß der auch das Kleinere sein können? Unsere Politiker wiegen das Volk in Schlaf und gebrauchen es für ihre finsteren Parteizwecke. Borms rüttelte das flämische Volk auf aus seinem Schlummer.

Im „Rat von Flandern" saßen politisch geschulte Kräfte, sogar frühere Abgeordnete des belgischen Parlaments, Rechtsanwälte, Professoren, Volkstribunen, aber die hervorragendste Figur, der Mann, dessen Geist und Ansporn alles beseelte, war Borms. Es hat keine wichtige Besprechung, keine einzige politische Tat, keine einzige Maßregel gegeben, worin er keinen tätigen, ja keinen führenden und ausschlaggebenden Anteil genommen hat.

Über all den plundrigen Figuren der heutigen Politiker, der Passiven und Belgizisten, Stellenjäger oder Angstmeier, derer, die erst sehen, wie der Hase läuft, die nie hielten, was sie zu sein versprachen, die immer, wenn es eine Tat gilt, zusammensinken und verschrumpfen, wegfließen und verdampfen, als wenn sie sich in Wasser und Luft aufgelöst hätten, steht die ruhige, würdige Figur von Borms wie eine Säule von Granit.

Das Volk sieht in Borms den Mann der Vorsehung, und zum erstenmal fühlen und wissen die Flamen, daß sie ihre eigene Schicksalsbestimmung in den Händen haben. Aber ob das Tempo langsam geht oder schnell, eins ist sicher: Belgien wird seine Beute hergeben müssen. Der Aktivismus kann nie mehr ausgerottet werden.

Zehn Jahre lang hat Borms mit gebeugtem Antlitz den wallonischen Hohn über sich ergehen lassen müssen. Jetzt ist er wieder da, ungebrochen, entschlossener als je, und vielleicht schon nach den Wahlen im Mai 1929 ein wesentlicher Faktor in der belgischen Politik.

HET WAALSCHE WIJF

Zoo hangt al honderd, honderd jaar
Dat Waalsche wijf om uw nek?
– 't Weegt zwaar.

Hoe zijt gij aan die bruid geraakt?
– Zij had mij gek en blind gemaakt.

Bracht zij iets mede?
– Ja, een schat.
Een scheef gezicht en een snijdend blad.

Wat spraakt gij samen, Waalsch of Dietsch?
– Het wijf zei alles en ik niets.

En moest gij vechten om 't gelijk?
– Zij had het woord, meteen het rijk.

En werken?
– Deed ik slag om slinger!
Het luie stuk verstak geen vinger.

Zij was u trouw toch?
– Reeds als bruid
Keek zij loensch naar den Franschman uit.

Wat hebt gij door haar gewonnen?
– Schulden.
Dit nog: ik leerde dragen en dulden.

Zoo hadt gij honderd jaar verdriet.
En kroost?
– Van haar? Gelukkig niet.

René de Clercq

DAS WELSCHE WEIB

So hängt es hundert Jahr und mehr
das welsche Weib dir an dem Hals?
– 's wiegt schwer.

Wer hat dir solche Braut gebracht?
– Sie hat mich geck und blind gemacht.

Hatte sie Mitgift?
– Ja, einen Hort,
ein schief Gesicht und ein schneidend Wort.

Was spracht ihr zusammen, Welsch oder Dietsch?
– Es sagte alles und ich nichts.

Mußtet ihr kämpfen gleich um gleich?
– Sie hatte das Wort, kurzum, das Reich.

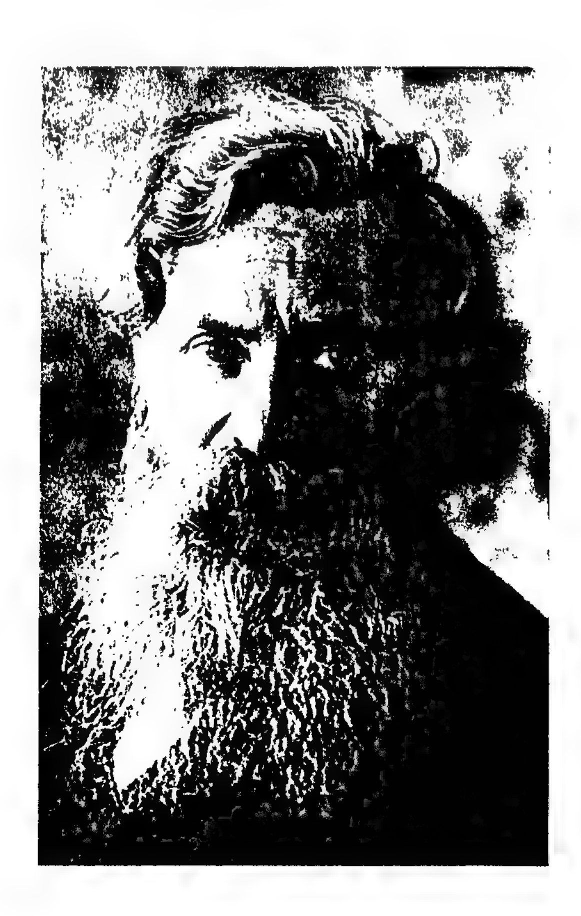
Wer tat die Arbeit?
– Ich wurde krumm!
Sie räkelte sich im Bett herum.

Sie war dir doch treu?
– Schon als Braut
hat sie stets nach dem Franzosen geschaut.

Was hast du gewonnen?
– Schulden.
Und noch dies: ich lernte dulden.

So hattest du hundert Jahre Pein.
Und Nachwuchs?
– Von ihr? Gott lob, nein.

René de Clercq



Der Dichter René de Clercq

Entwicklungshilfe bei Eskimos

Mit eigenen Augen muß man gesehen haben, wie von Staats wegen die Eskimo verwöhnt werden, sonst könnte kein vernünftiger Mensch es glauben. Verantwortlich dafür und scheinbar ohne Grenzen großzügig ist das »Amt für Nordische Entwicklung« in Ottawa. Stellenweise ist das nicht nur eine Verschwendung von Steuergeldern, sondern sinnlos, sogar widersinnig! Da stapeln sich auf dem Hafenpier gut ein halbes tausend Blechtonnen mit je 200 Liter Heizöl Inhalt. Auf dem nicht gerade billigen Seeweg wurden sie vom St.-Lorenz-Golf nach Labrador transportiert. Weil aber in Nain amtierende Vertreter des Entwicklungsamtes mehr und immer noch mehr verlangen, kann sich auch ein sitzengebliebener Hilfsschüler ausrechnen, daß während des ganzen kommenden Winters kein Eskimo mehr in die Gefahr gerät, sich eigenhändig Brennholz zu spalten oder gar im wilden Wald ein paar Bäume zu fällen. Ebenso überschwenglich hat man für die Ernährung der Ureinwohner gesorgt. Im großräumigen Kühlhaus, von der Regierung gestiftet, lagern in Massen und Mengen tiefgefrorene Steaks, Filets und sonstige Teile von Kalb, Rind, Schwein, Hammel sowie Hühner und Truthähne. Auch sind sonst die Regale bis obenhin gefüllt. Keineswegs knapp bemessen, sondern den üblichen Summen in südlichen Großstädten entsprechend werden Kindergelder, Alterspensionen, Arbeitslosenfürsorge sowie anderweitige Hilfsgelder gezahlt. Damit die Männer, ebenso die weiblichen Empfänger nicht alles oder das meiste davon vertrinken, erhalten sie statt Bargeld Gutscheine für Einkäufe im Supermarkt. Die »Progressiven« führen unentwegt die »Gleichheit aller Menschen« im Munde, doch haben gerade sie die Rassentrennung in Nain eingeführt, indem sie exklusiv die »weiße Stadt« bewohnen. Mission, Pfarrhaus und Kirche aber liegen im alten Eskimoteil von Nain.

Die von jedem nur halbwegs bei Verstand gebliebenen Menschen im vorhinein zu erkennende Folge derart exzessiver Fürsorge ist natürlich, daß die Fischer kaum noch fischen, Jäger auf die Mühen der Jagd verzichten und die bisherigen Trapper aufgehört haben, ihre Fallen zu stellen. So sind die Polarmenschen arbeitslos ... weil sie Arbeit nicht mehr brauchen. Von der kanadischen Regierung, genauer gesagt von den nichtsahnenden Steuerzahlern, bekommen die Eskimo fabrikneue Motorschlitten, die sogenannten Skidoos. Weil Menschen einfachen Gemüts alles, was sie umsonst bekommen, für »nichts Besonderes« halten und demgemäß behandeln, wird so eine malträtierte Maschine kaum den ersten Winter überleben. Woraufhin gleich der nächste Skidoo verlangt und geliefert wird. Theoretisch gelten auch Motorschlitten als Beitrag zur lebensnotwendigen Selbstversorgung der Eingeborenen. Tatsächlich werden aber die meisten Skidoos für sportliche Zwecke verwendet. Auf gleiche Weise geschieht die Verteilung wasserdichter Stiefel, von Heizöfen, Wolldecken und Overalls, von Kinderbetten und einer Vielfalt anderer Sachen, die wohlmeinende Menschen für notwendig halten, um die Eskimo aus bitterer Not zu erlösen. Die traurige Tatsache aber ist, darin stimmen alle lange im Lande lebenden Kenner der Naturmenschen überein, daß man auf diese Weise ein sich rasch vermehrendes Polarvolk systematisch daran hindert, von den naturgegebenen Nahrungsmitteln und gemäß den vorhandenen Möglichkeiten ihrer angestammten Heimat zu leben.

aus: Hans Otto Meissner: Es war mir nie zu weit, Bertelsmann Verlag, München 1977, S. 246 f

Brigitte Erler

TÖDLICHE HILFE

Bericht von meiner letzten Dienstreise in Sachen Entwicklungshilfe

1987
Dreisam-Verlag Freiburg i. Br.

»Mein Entschluß, der Entwicklungshilfe den Rücken zu kehren, war das Ergebnis jahrelanger Erfahrungen in der Entwicklungspolitik und zahlreicher Diskussionen innerhalb und außerhalb des BMZ. Den Anlaß bildeten die Erlebnisse auf meiner letzten Dienstreise nach Bangladesch. Dort wurde mir die einzige noch verbliebene Illusion geraubt, daß wenigstens »meine« Projekte zur Beseitigung von Elend und Hunger beitrügen. Ich erfuhr im Gegenteil, wie jede einzelne Komponente der unter meiner Verantwortung durchgeführten Projekte die Reichen reicher und die Armen ärmer machte.
In Bangladesch bedeutet das in vielen Fällen den Unterschied zwischen Leben und Tod. Ich konnte die Einsicht nicht mehr verdrängen: Entwicklungshilfe schadet allen, denen sie angeblich nützen soll, ganzen Ländern wie einzelnen Betroffenen. Sie muß deshalb sofort beendet werden. Ohne Entwicklungshilfe ginge es den Menschen in den Ländern der Dritten Welt besser.«



Brigitte Erler, geb. 1943, verheiratet, eine Tochter; SPD-Bundestagsabgeordnete 1976 bis 1980 und 1982/83; Referentin im Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit 1974 bis 1983; fristlose Kündigung nach einer Dienstreise nach Bangladesch im Herbst 1983

Eine Frau, die als Referentin im Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und als Bundestagsabgeordnete bis dahin Entwicklungshilfe zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat, kehrt von einer Dienstreise nach Bangladesch — eines der ärmsten Länder der Dritten Welt — zurück und kündigt fristlos ihre gutbezahlte Stellung. Sie behauptet, daß wir überall da, wo wir helfen wollen, nur Unheil anrichten, ja ungewollt den Menschen Elend und Tod bringen. Und sie kann diese folgenschwere Einsicht begründen: nicht aus politökonomischer Theorie, nicht aus Aktenanalyse, sondern durch eine schlichte und unmittelbare Beschreibung dessen, was sie mit ihren eigenen Augen gesehen hat. Ein in dieser Konkretheit äußerst seltener Fall: denn eine »Unheilige Allianz« all derer, die von den Entwicklungshilfe-Millionen profitieren, sorgt dafür, daß die wirklichen Folgen unserer »Hilfe« verharmlost, verdrängt und verschwiegen werden.

Vielerlei Deutsch in Europa

Von Wilfried Klute

Übersicht:
1. Der deutsche Sprachraum in Europa
2. Varianten innerhalb einer Nationalsprache
3. Die Schriftsprache in Österreich, der Schweiz und dem Elsaß
4. Sonderwortschatz in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR
5. Didaktische Erwägungen
6. Literaturauswahl

1. Der deutsche Sprachraum in Europa

Das deutsche Sprachgebiet in Europa erstreckt sich über mehrere Staaten. Zu der traditionellen Dreiteilung des Kerngebietes in Deutschland, Österreich und Schweiz ist durch die Nachkriegsgeschichte ein weiterer Staat hinzugekommen, indem an die Stelle des Deutschen Reiches die Bundesrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik getreten sind. Diese vier Staaten bilden heute den zentralen Bereich des deutschen Sprachraumes. Darüber hinaus gibt es noch zahlreiche deutschsprechende Randgebiete, wie Südtirol, Elsaß, Lothringen, Luxemburg, Malmédy, Nordschleswig, die ehemaligen Ostgebiete, deutschsprachige Siedlungsräume in Südosteuropa und in der Sowjetunion. Die Statistik liefert dazu folgende Angaben.

„Von den insgesamt ca. 92 Mill. deutschen Muttersprachlern leben 60,2 Mill. in der BRD, 17,1 Mill. in der DDR, 7,3 Mill. in Österreich, 4,1 Mill. in der Schweiz; in folgenden Staaten gibt es deutschsprachige Minderheiten: Belgien (60 000 im Gebiet Eupen, Malmédy, Alt-Belgien), Dänemark (23 000 in Nordschleswig, d. h. 0,5 % der Landesbevölkerung), Frankreich (ca. 1,2 Mill. Elsässer, d. h. 8 % der Landesbevölkerung), Italien (0,24 Mill. Südtiroler, Walser, Zimbern), Jugoslawien 12 360, Polen (ca. 0,7 Mill. Deutsche, außerdem deutschsprachige autochthone polnische Staatsbürger unbekannter Zahl), Rumänien (0,377 Mill., d. h. 1,8 %), Tschechoslowakei (85 600), Ungarn (0,22 Mill.). – Außer dem geringen deutschsprachigen Bevölkerungsteil in den Baltischen Sowjetrepubliken leben die meisten der 1,233 Mill. (1970) in der Sowjetunion beheimateten deutschen Muttersprachler (die 66,8 % der insgesamt 1,846 Mill. Sowjetbürger deutscher Abstammung ausmachen) außerhalb Europas, u. z. (nach der Aussiedlung aus dem Wolga-Gebiet nach 1945) vorwiegend in Siedlungsinseln im nördlichen Teil der Kazachischen SSR und angrenzenden Gebieten der sibirischen RSFSR."[1] *Dabei sind deutschsprechende Bevölkerungsgruppen in Übersee nicht mit erfaßt.*

In allen diesen Räumen wird „die deutsche Sprache" gesprochen. Aber man kann nicht erwarten, daß es sich dabei um ein völlig einheitliches Deutsch handele. Insbesondere in der gesprochenen Umgangssprache ist mit erheblichen Unterschieden zwischen den Teilgebieten zu rechnen. Man denke etwa an die Spannweite zwischen dem Moselfränkischen der Luxemburger und der Alltagssprache der nach Kasachstan umgesiedelten Wolgadeutschen. Aber auch dort, wo man derartige Extreme außer Betracht läßt, finden sich regional verschiedene Besonderheiten im Sprachgebrauch.

2. Varianten innerhalb einer Nationalsprache

Werner Betz macht auf die Vielfalt sprachlicher Ausdrucks- und Verständigungsformen, auf die gesellschaftliche Gliederung der Sprache aufmerksam:

„Wenn, wie heute oft, die Behauptung aufgestellt wird, daß es bereits zwei Sprachen in Deutschland gäbe, dann könnte man wohl auch die Gegenfrage stellen: „Nur zwei?". Welcher Fischer von der Waterkant würde einen oberbayerischen Bergbauern verstehen, wenn beide in ihrer Mundart verharren? Welcher normaldeutsche Sprachbesitzer würde einem auf Deutsch geführten medizinischen oder atomphysikalischen Fachgespräch auch nur im Verständnis der einzelnen Wörter folgen können? Oder – ein dritter Bereich von weit mehr als zwei Sprachen: welcher normale Deutsche verstände, was ein „Unhahn" oder ein „Unzahn" ist, eine „Verlade" oder eine „Bediene", was in einer der modernen Sondersprachen, der sogenannten Twen-Sprache, angeblich soviel heißen soll wie ein unangenehmer Mensch, ein unangenehmes Mädchen, eine angenehme, eine unangenehme Angelegenheit. Wollte man hier mit dem gleichen Maßstab messen wie bei jeder so vielfach unnötig und mit falschem Akzent dramatisierten west-östlichen Sprachklage, dann müßte man sagen, es gäbe in Deutschland nicht nur zwei, sondern Dutzende von verschiedenen Sprachen."[2]

Ähnlich äußert sich Hermann Bausinger zu dieser Erscheinung der sprachlichen Alltagswirklichkeit:

„Die deutsche Sprache, Deutsch – das klingt einheitlich, verbindlich, normiert. Man sieht die Grammatik im Hintergrund, ein festes Gerüst von Regeln, an denen sich nicht rücken läßt, eine streng fixierte Struktur. Zweifellos gibt es das – sonst gäbe es nicht diese Bezeichnung Deutsch, und sonst gäbe es keine Sicherheit der Verständigung. Aber Verständigung reicht nicht immer gleich von der Elbe bis zum Rhein. Verständigung, zumal in gesprochener Sprache, erfolgt sehr oft unter wenigen, in kleinen Gruppen, in begrenzten Regionen. Und diese kleinen Gruppen haben oder schaffen sich ihre eigenen sprachlichen Normen, ihre eigenen Sprachen."[3]

Bernhard Badura erinnert in diesem Zusammenhang an den biblischen Mythos von Babylon:

„Sieht man nun jedoch einmal von der (internationalen) Differenzierung in eine Vielzahl natürlicher Sprachen ab und wendet sich stattdessen nur der Sprache einer ‚Sprachgemeinschaft' zu, so wird man beobachten können, daß nicht nur zwischen natürlichen Sprachen, sondern auch innerhalb einer die gleiche natürliche Sprache sprechenden Gesellschaft ein babylonisches Sprachengewirr herrschen kann. ‚Each language has its own tower of Babel'."[4]

Diese Aussagen beziehen sich auf die ganze Breite gesellschaftlich bestimmter Sprachvariation, wie sie sich in Fachsprachen, Gruppensprachen, Dialekten und der Standardsprache äußert. Betrachten wir allein die regionale Differenzierung innerhalb des Gesamtgebietes, so können wir vorläufig feststellen, daß es landschaftlich abgrenzbare Besonderheiten innerhalb einer Nationalsprache gibt: die regionale Sprachvariation. Diese Erscheinung hat verschiedene Aspekte. So wäre etwa die Gliederung des Deutschen in Dialekte innerhalb der Bundesrepublik Deutschland zu beschreiben. Man könnte den Blickwinkel erweitern und sämtliche deutschen Dialekte in Mitteleuropa einbeziehen. Ein dritter Aspekt wären regionale Unterschiede in der Schriftsprache, also nicht in der vorwiegend mündlich gebrauchten Mundart. Die Hypothese, daß auch die Schriftsprache zwischen den deutschsprechenden Staaten und Regionen in Mitteleuropa Unterschiede aufweist, mag zunächst verwundern. Dieser Frage soll deshalb im folgenden einmal nachgegangen werden.

Spuren der Wikinger

Land der Seen und Folklore

6

Sie waren eher Händler als Seeräuber, die Wikinger. Aber wie auch immer, einige ihrer vielleicht gar nicht so negativen Eigenschaften haben ihnen ihren schlechten Ruf eingebracht. Auf jeden Fall waren sie mitteilsam. Das bezeugen die vielen Runensteine, die Sie heute noch in dem Land der Seen und der Folklore überall finden können. Sie erzählen Geschichten, sie berichten mit gewundener Runenschrift über Reisen in den Osten. Und tatsächlich, die Wikinger haben die russischen Flüsse bis hinunter zum Kaspischen Meer befahren. Sie haben Osteuropa und das östliche Mittelmeer aufgesucht.

Neun Landschaften bilden die Geburtsstätte der schwedischen Kultur. Im Westen Värmland, Dalsland und Västergötland. Im Norden Närke, Västmanland und Dalarna. Östergötland, Södermanland und Uppland im Osten. Das Kennzeichen dieser Landschaften ist eine Mischung aus offenen Gewässern, großen Seen, Wiesen und Weiden. Eine großartige, teils wilde, teils unzugängliche Natur, die man sich jedoch leicht erschließen und deren Schönheiten man ohne Einschränkung genießen kann. Die alten Traditionen leben noch weiter, Seite an Seite mit dem modernen Schweden. Traditionen, die voller Kraft stecken. Man ahnt es, wenn man hier und dort auf Musikanten trifft, die mit ihren lebhaften Rhythmen zum Volkstanz auffordern.

Betrachtet man diesen Landesteil aus der Luft, so sieht man mehr Wasser als Land. Und das macht klar, daß hier ein paradiesisches Angelrevier zu finden ist. Wer früh aufsteht oder auch in der Abenddämmerung einen Spaziergang unternimmt, wird nicht selten äsenden Rehen und Elchen begegnen. Dort, wo die Natur am schönsten ist, haben wir unsere Camping-Plätze oder Hotels und Pensionen. Und an unzähligen schönen Rastplätzen können Sie baden oder Ihren Wassersport ausüben. Da wir viel von der Tradition halten und sie auch pflegen, werden Sie verstehen, warum wir so viele kleine und große Museen haben. Museen, die die Geschichte der Gegend erzählen. Was übrigens die Schweden, fragt man sie danach, auch gerne tun.



Das Mittsommerfest kann beginnen – der geschmückte Baum wird gerichtet

Uppland

Uppland wird als die Wiege des modernen Schweden bezeichnet. Uppland ist die Provinz, wo Wissenschaft und Lehre zu Hause sind. Ihre Bedeutung ist eng mit der Universität von Uppsala gekoppelt – einer der berühmtesten Schweden arbeitete hier: Carl von Linné.

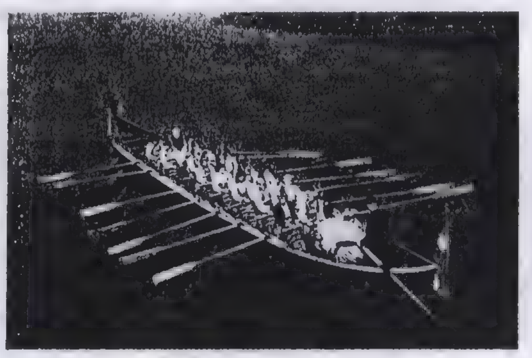
Auf dem Weg von Uppsala nach Stockholm sollte man nicht versäumen, das Schloß Skokloster zu besuchen – ein herrliches Barockschloß mit einer einzigartigen Waffensammlung und einem hochinteressanten Automuseum – als Reverenz an unsere jüngste Vergangenheit.

Västmanland

Einst lagen hier Erzminen dicht an dicht. Namen wie de Geer, de Laval, Du Rietz erinnern daran, daß es Wallonen waren, die im 17. Jahrhundert kamen, um unsere Erzvorkommen zu heben und zu verarbeiten. Heute ist die Land- und Forstwirtschaft ein ebenso wichtiger Erwerbszweig geworden. Es lohnt sich aber in jedem Fall, der alten Silbermine in Sala einen Besuch abzustatten und Mittagspause in dem berühmten Gasthaus Grythyttan zu machen – für Feinschmecker bestens zu empfehlen!

Dalarna

Dalarna ist die Provinz der Musikanten und der traditionsreichen Volkstänze. Das werden Sie sofort verstehen, wenn Sie um unseren Mittsommer herum, Ende Juni, hier sind. Die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen, um den Sommer mit Liedern, Musik und Tanz willkommen zu heißen. Mittelpunkt der Mittsommer-Festlichkeiten ist der Siljan-See – einer von den 6000 Seen in Dalarna. Hier erleben Sie ein einmaliges Schauspiel: die Dalarnaer mit ihren langen Booten auf dem Weg zur Kirche in Rättvik oder Leksand – natürlich in ihren wunderschönen einheimischen Trachten. Möchten Sie im Sommer sehen, wie jemand sich auf Weihnachten vorbereitet – nämlich der Weihnachtsmann? Dann müssen Sie nach Gesundaberget bei Mora kommen. Hier wohnt er. Im neugebauten „Santaland". In einem großen Park. Hier hat er seine Werkstatt, seine Rentiere, und hier hängt ein großer Briefkasten für die Wunschzettel der Kinder.



Die Dalarnaer auf dem Weg zur Kirche

Auf der nahegelegenen Insel Sollerö begegnen Sie wieder unserer Geschichte, dort finden Sie beeindruckende Wikingergräber. Oder möchten Sie die älteste Kupfermine Europas besichtigen? Sie befindet sich in Falun.



Versteigerung in Värmland

Dalsland

Erleben Sie ein gutes Stück Schweden vom Wasser aus – auf dem Dalsland-Kanal. Oder Sie mieten sich ein Kanu und erkunden den Fluß Upperudsälven – und an den schönsten Stellen machen Sie einfach eine Rast an Land.

Värmland

Värmland ist eine der schönsten schwedischen Landschaften. Lange, schmale Flußtäler winden sich durch baumbewachsene Berge und Hügel. Oder Sie legen im schönen Rottnerospark eine Zwischenstation ein. Und wenn Sie noch etwas Zeit haben, dann machen Sie in Årjäng einen Ausflug mit dem Kanu und angeln im Fluß.



Läckö: eines der schönsten mittelalterlichen Schlösser Schwedens – erbaut am Ufer des Vänern Sees

Västergötland

Dieser Landstrich bietet viel Sehenswertes, z. B. die Wasserfälle in Trollhättan am Göta Älv oder das prächtige Schloß Läckö bei Lidköping (interessante Ausstellungen und Konzerte).

Oder möchten Sie die Kraniche tanzen sehen?

Statten Sie dem See Hornborgasjön in der Nähe von Skara einen Besuch ab, ein einzigartiges Schauspiel.



Elchsafari in Bergslagen

Närke

Diese Provinz ist die kleinste Schwedens. Aber dafür eine der schönsten.

Der städtische Mittelpunkt ist Örebro. Hier wurde unser „importierter" König Bernadotte zum schwedischen Prinzen und Thronfolger mit dem Namen Karl XIV. Johan ernannt.



Der Eskilstuna Zoo mit dem Flamingo Park

Södermanland

Mittelpunkt dieser Provinz ist der große See Mälaren. Um ihn herum liegen viele besuchenswerte Ziele wie z. B. das Städtchen Mariefred mit dem großartigen Wasa-Schloß Gripsholm. Weiter südlich kommen Sie nach Nyköping, mit dem sehr schönen Schloß Nyköpingshus. Verbunden mit dem Schloß ist ein jährliches Schauspiel, in dem erzählt wird, wie ein früherer König seine Brüder erst fürstlich bewirtete, um sie anschließend im Kerker langsam verhungern zu lassen.



Kirche in Risinge (12. Jahrhundert)

Östergötland

Östergötland hat alles, was man sich wünschen kann: riesige Wälder, fruchtbare Äcker, blinkende Seen mit lauschigen Buchten, Schlösser, Herrensitze und Ausflugsziele, die es wirklich wert sind, besucht zu werden. Beispielsweise das Städtchen Vadstena mit dem berühmten Kloster der Heiligen Birgitta oder die Städte Norrköping und Linköping – Ausflugsziele und gleichzeitig Einkaufsziele. Wer etwas näher an der Natur bleiben möchte, sollte den Tåkern-See nicht vergessen – so viele und so seltene Zugvögel können Sie sonst kaum beobachten. Oder Sie erkunden die Schären von Gryt und St. Anna. Wenn Sie Kinder dabeihaben, müssen Sie den Tierpark Kolmården mit seinem Wildnis-Hotel einplanen. Er ist einzigartig in Europa. Hier sehen Sie u. a. freilaufende Tiger im schwedischen Nadelwald. Ist das nichts?



Eine beschauliche Fahrt auf dem Göta Kanal

Der Göta-Kanal – Schwedens blaues Band

Es dauerte ganze 22 Jahre und umgerechnet 7 Millionen Tagewerke, um diesen 190,5 km langen Kanal zu bauen. Er zieht sich wie ein blaues Band von der Ostsee bis zum Vänern hin. Es ist schon ein besonderes Erlebnis, mit einem der Kanal-Schiffe quer durch die schwedische Landschaft zu reisen.

Ferienhäuser an der Ostküste

Finnische Feste – Finnische Küche – Finnische Feiertage

Die hellen Nächte im Norden

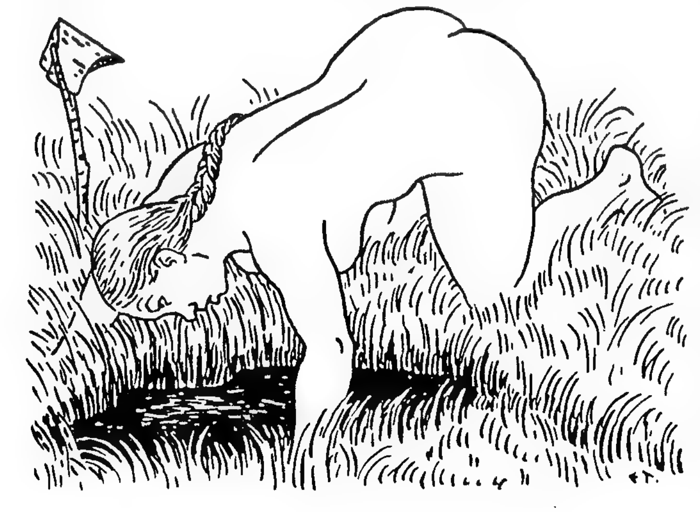


All das, was man lange entbehrt hat, all das, was nicht selbstverständlich ist, achtet und beachtet der Mensch mit besonderer Aufmerksamkeit. Für den hohen Norden ist es das Licht. In allen Finnischen Dörfern und Städten brennen zu *«mittumaari», «keskikesä»,* Mittsommer die Johannisfeuer, und die Verehrung von Licht und Wärme führte zu Bräuchen und Formen des Aberglaubens. Der kürzesten Nacht des Jahres sagt man starke Zauberkräfte nach. Vor Zeiten wurden diese Zauberkräfte öffentlich genutzt, heutzutage glaubt selbstverständlich niemand mehr daran und verrichtet seine kleinen Zaubereien im Verborgenen.

Finnen sind schweigsame Menschen. Wenn aber ein junges Mädchen in der Johannisnacht partout kein Wort sagt, dann hat sie soeben fünf verschiedene Blumen gepflückt, um sie unter ihr Kopfkissen zu legen, damit ihr der Zukünftige im Traum erscheint. Und bei dieser Prozedur darf kein Wort gesprochen werden.

Wer Salziges am Abend ißt und nichts trinkt, dem bringt im Traum der Angebete ein Glas Wasser.

Etwas schwieriger ist heute dieser Orakelzauber zu bewerkstelligen: Wer an Johannis zu Mitternacht nackt in einen Brunnen schaut, der erblickt dort seinen zukünftigen Lebenspartner. Es empfiehlt sich jedoch heutzutage, besonders in den Großstädten, von diesem Zauberkunststück Abstand zu nehmen, meinen offizielle finnische Stellen.



Kokko, die Holzpyramide

«Minkälainen ilma on juhannuksena, sellaista on mikkeliin.»

«Wie das Wetter zu Johannis, so ist es bis Michaelstag» (im September).

Bereits Wochen vor der Johannisnacht wird der *Kokko* gebaut, die Holzpyramide für das große Feuer. Je nachdem wie der Stützbaum brennt, zeigt sich, ob die Mädchen des Ortes gute Ehechancen haben oder ob Jungfern zurückbleiben.

Noch ein Hinweis zu Johannis. Ein Fremder, der in Finnland am *21. Juni* vergeblich nach Johannisfeuern und Mittsommerfesten Ausschau hält, sollte das Augenreiben unterlassen. Johannis wird in Finnland selten in der kürzesten Nacht gefeiert. Viele offizielle Feiertage, die auf einen Werktag fallen, werden in Finnland kurzerhand auf den nächstgelegenen Sonnabend verlegt.

Juhannus

Finnland tanzt, Feuer leuchten in der Nacht, man trifft sich mit Freunden oder im Familienkreis im *«mökki»*, im Sommerhaus, oder pilgert z. B. zur Insel *Seurasaari* in Helsinki und verbringt die Nacht dort am Wasser bei Feuer und Spielen wie beispielsweise Wettrudern.

Vieles ist zu Johannis mit Birken geschmückt. Hauseingänge, Eisenbahnen, Busse, Taxis und Privatautos.

Mittsommer wird als *«Tag der Flagge Finnlands»* seit 1918 gefeiert; ein junger Feiertag also. Jedoch wird Mittsommer, mittumaari, bereits 1316 als Kirchenfest erwähnt. Die finnische Flagge hat für die Finnen in ihren Sommerhäusern noch eine andere, sehr praktische Funktion. Ist im Sommerhaus die Flagge aufgezogen, heißt es *«Gäste willkommen»*. Hierauf geht auch das finnische Sprichwort ein:

«Koirat kutsuen kulkevat, kunnon vieraat kutsumatta.»

Hunde kommen, wenn man sie ruft, gute Gäste ungeladen.

Krebsessen als romantisches Ritual

Neben dem Sommerhaus, Saunabaden, Fischen, Pilze und Beeren sammeln gehören auch die *Krebsfeste* zum finnischen Sommer. Mit diesem Wort ist eine Festlichkeit gemeint, die ernst genommen und stilvoll vollzogen wird. Alles ist rot: Gedecke, Schürzen, Servietten, Tischdecken, Kerzen; einfach alles. Auch für denjenigen, der weniger übrig hat für das *«Schlürfen»* und *«Zuzzeln»*, ist ein Krebsfest eine Augenweide. Und außerdem: Nach jedem Krebs, pro Gaumen rechnet man mit 8–10 Krebsen, nimmt man einen eiskalten Wodka – den finnischen selbstverständlich. Mit Essen und Nahrungsaufnahme hat dieses Fest wenig zu tun. Krebsessen ist ein romantisches Ritual mit viel Gaumenkitzelei und Gefühl. – Essen kann man ja vorher oder nachher.

Ein finnisches Sprichwort sagt: *«Wenn du Lachs hast, brauchst du keinen Fisch.»*

Der Lachs, das Edelste, wird vor allem im Norden gefischt, im berühmten *Teno-Fluß*, dem Grenzfluß zwischen Finnland und Norwegen am 70. Breitengrad. Der Finnland-Reisende wird darauf hingewiesen, daß Fischen im Prinzip überall gestattet ist, jedoch – auch im nördlichsten Lappland – nur mit Angelschein, der in jeder Gemeinde einfach und preiswert erworben werden kann.

Zur Frage der Begründung eines Neuadels.

Von Hans F. K. Günther.

In seinem Aufsatze „Deutsches Adelsleben am Schlusse des 18. Jahrhunderts" hat Joseph Frh. von Eichendorff — der immer ein Lieblingsdichter des deutschen Volkes bleiben möge! — einen Satz niedergeschrieben, der verdient, überall da angeführt zu werden, wo die Frage der Bildung oder Erhaltung einer Führerschicht, einer ausgelesenen und vorbildlichen Schicht, erörtert wird. Es heißt da: „In jedem Stadium der Zivilisation wird es, gleichviel unter welchen Namen und Formen, immer wieder Aristokraten geben, d. h. eine bevorzugte Klasse, die sich über die Massen erhebt, um sie zu lenken. Denn der Adel (um ihn bei dem ihm einmal traditionell gewordenen Namen zu nennen) ist seiner unvergänglichen Natur nach das ideale Element der Gesellschaft; er hat die Aufgabe, alles Große, Edle und Schöne, wie und wo es auch im Volke auftauchen mag, ritterlich zu bewahren, das ewig wandelbare Neue mit dem ewig Bestehenden zu vermitteln und somit erst lebensfähig zu machen." —

Hier ist also ausdrücklich nicht von einem zeitgenössischen Titeladel die Rede, sondern von einer „geborenen" Führerschicht, ausgelesen auf Grund ihrer zur geistigen und staatlichen Führerschaft tauglichen Erbanlagen. Schon Eichendorff hat in dem bezeichneten Aufsatze ausgesprochen, daß der deutsche Titeladel als Ganzes nicht mehr den Anspruch erheben könne, Führerschicht, Adel im vollen Wortsinne, zu sein. Seit dieser Zeit ist der völkische und staatliche Wert des Titeladels durch die Geldheiraten, die Eichendorff in ihrer Auswirkung auch beschreibt, noch weiter gemindert worden, vor allem durch Geldheiraten mit Jüdinnen. Mit dieser Feststellung sollen die erblichen Werte, die noch im deutschen Titeladel und in den deutschen obern Ständen wirksam sind, nicht ungebührlich verringert erscheinen! Zweifellos haben der deutsche Titeladel und die deutsche nichtadlige Oberschicht immer noch so viele erblich wertvolle, rassisch vorbildliche Geschlechter zu stellen, daß der Beitrag dieser Schichten und Kreise zu einem zu begründenden Neuadel ganz erheblich sein wird. Nur eben als Ganzes und als geschlossene Gruppen können weder der deutsche Titeladel noch die deutschen obern Stände heute noch einen Anspruch darauf erheben, einen unverkennbar und anerkennbar hohen Erbwert darzustellen. Eine Adelsschicht wird nur dann überzeugend wirken, wenn in ihr die erblich-wertvollen und rassisch-vorbildlichen Familien und Einzelmenschen die Regel ausmachen, mangelhaft veranlagte und rassisch nichtvorbildliche Menschen die recht seltenen Ausnahmen.

Damit ist ausgesagt, daß ein deutscher Staat mit entschlossenem germanischem Gesittungswillen und weitblickendem, den Lebensgesetzen verbundenem Erneuerungswillen versuchen muß, einen Neuadel zu begründen. Diese Staatsaufgabe findet sich zuerst ausgesprochen bei dem nordamerikanischen Erbgesundheitsforscher und Gesellschaftswissenschafter Stoddard im letzten Abschnitt seines Buches The Revolt against Civilization. The Menace of the Underman (1924)[1], dann betont und im einzelnen ausgeführt bei Darré, Neuadel aus Blut und Boden.[2] Indem durch solche Zielsetzungen sich adelstümliches (aristokratisches) Denken — ohne das ein Staat germanischer Prägung nicht möglich ist — verbindet mit dem Gedanken und der Aufgabe der Volksgemeinschaft, wollen sich hier Vorschläge zu einer Volkserneuerung aus einem lebenskundlich (biologisch) beratenen Geiste verwirklichen, die früher durch so völkisch denkende Männer wie Otto Ammon und Alexander Tille unter der Bezeichnung „Sozialaristokratie" entworfen worden sind.[3]

1) In deutscher Übersetzung durch Heise: Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen, 1925. 2) 1. Auflage 1930, 4. Auflage 1934.

3) Vgl. Günther, Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung und Auslese, 1933 S. 26.

Es ließe sich zeigen, daß oft in Zeiten einer geplanten Volkserneuerung der Gedanke eines zu begründenden Neuadels aufgetaucht ist; er ist ja auch eine unmittelbare Folgerung für jeden, der über die in jedem Staate vorwaltenden Beziehungen zwischen Führerschaft und Geführten nachdenkt und weiterhin überlegt, wie einem Volke und einem Staate eine zur Führung erblich-befähigte Schicht erhalten und ergänzt werden kann. Der Cincinnatus-Orden aus der Zeit der Gründung der Vereinigten Staaten von Amerika stellt den Versuch zu einer solchen Neuadelsbildung dar. Napoleon I. hat ausgesprochen: „Die Errichtung eines volkstümlichen Adels ist zur Aufrechterhaltung der Gesellschaftsordnung notwendig.“[1]) Die von ihm zu Herzögen ernannten bewährten Heerführer, in ihrer Mehrheit Männer aus den unteren Ständen, Männer jedoch von bedeutendem Werte und — rassenkundlich betrachtet — meist Männer vorwiegend nordischer Rasse, einige davon wirkliche Herzogsgestalten, waren ein Ansatz zu einer „volkstümlichen“ Hochadelsbildung. Nach dem Weltkriege hat der madjarische Reichsverweser Horthy „Heldengenossenschaften“ geschaffen, über die Darré[2]) berichtet hat, Genossenschaften von bewährten, ausgelesenen Kämpfern des Weltkriegs, die nach Wahl eines erblich-wertvollen Mädchens ein Erbgut auf dem Lande zugewiesen erhalten — das erste Beispiel der Verbindung eines Siebungsgedankens mit dem Erblichkeitsgedanken, also das erste Beispiel einer eigentlichen Auslese im streng lebenskundlichen (biologischen) Sinne. Im faschistischen Italien sind Vorschläge zu Neuadelsbildungen gemacht worden, so anscheinend vor allem von dem Volkswirtschafter und Gesellschaftswissenschafter (Soziologen) Vilfredo Pareto, Vorschläge, über die weiter unten zu berichten sein wird. Heute (Sommer 1934) kommt auch aus Sowjetrußland die Nachricht, daß dort die Bildung eines Neuadels vorbereitet werden solle, nachdem schon früher berichtet worden war, wie innerhalb der sowjetrussischen Jugend zur Führerschaft gewillte Gruppen sich von der üblichen bolschewistischen „Freiheit“ der Lebensführung abzuwenden und sich selbst bestimmte Gebote der Selbstzucht aufzuerlegen begännen.[3]) Hier taucht mitten im Denken eines blind adelsfeindlichen Staatsgebildes der Gedanke auf, daß echter Adel sich immer durch größere Selbstzucht von der großen Menge deutlich abzuheben habe. So ist es bedeutsam, daß da und dort in dem gleichen Abendlande, das durch die Gedankengänge des Liberalismus und des proletarischen Sozialismus zur Adelsfeindlichkeit und zur grundsätzlichen Beneidung und Verunglimpfung jedes besser gearteten Menschen erzogen worden war, heute der Gedanke der Begründung und Erhaltung von Führergeschlechtern, also von Adelsgeschlechtern, sich erhebt. Den weitest blickenden Staatsmännern steht heute von neuem die Tatsache vor dem prüfenden Auge, die Schmoller einmal so ausgesprochen hat: „Jedenfalls werden wir zugeben, daß wir

---

1) Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers, Bd. III, 1878, S. 101.
2) Neuadel aus Blut und Boden, 1934, S. 49.
3) Vgl. Kolnai, Sexualethik, 1930, S. 437.

keine höhere Kultur kennen, ohne daß gewisse aristokratische Kreise eine leitende Stellung einnehmen."[1]) Es wird sogar da und dort erkannt, was Schäffle seinerzeit in bestimmtester Form so ausgedrückt hat: „Die Aristokratie jeder Zeit ist besser als die Abwesenheit aller Aristokratie"[2]) — eine Wahrheit, die der Geschichtsverlauf aller uns bekannt gewordenen geschichtlich lebenden Völker bezeugt.

Dieser Adelsgedanke verbindet sich heute aber mit dem Gedanken der Vererbung und Auslese und mit dem Gedanken der Rasse: das ist das Neue an der heutigen Vorstellung „Adel", wenn auch früher unbewußt und halb bewußt oder in einigen Fällen noch halb bewußt und schon halb entstellt die Gedanken von Vererbung, Auslese und Rasse in der Vorstellung vom Adel und im Leben der Adelsgeschlechter wirksam gewesen sein mögen. Ganz bewußt verbinden sich wissenschaftliche Erkenntnis von den Lebensgesetzen und Zielsetzung eines Neuadels erst heute und heute vor allem im deutschen Volke, dessen Staatsleitung, wie oben gezeigt worden ist, adelstümliches Denken betont. Ein Staat mit germanischem Gesittungswillen, wie ihn das Deutsche Reich, dem zersetzenden Denken des 19. Jahrhunderts entrissen, wieder darstellen möchte, ist gar nicht denkbar, ohne daß seinem tragenden Staatsgedanken ein adelstümlicher (aristokratischer) Kern eigen ist. Sind beträchtliche Teile des deutschen Titeladels zu dem geworden, was der französische Gesellschaftswissenschafter Izoulet une fausse élite, eine verfälschte Auslese, nennt[3]), so gilt es jetzt, eine ausgelesene Schicht zu schaffen, deren erbliche Tüchtigkeit und deren rassischer Anblick unmittelbar überzeugen und deren Geschlechter immer wieder vom Lande her erneuert, deren Verluste immer wieder durch Aufsteigen erblich-tüchtiger Menschen ausgeglichen werden können. Die Vorschläge zu einem solchen „Neuadel aus Blut und Boden" finden sich bei Darré ausgesprochen. Auf dieses Buch Darrés sei also hier verwiesen; im folgenden sollen nur einige Gedanken vorgetragen werden, die entstanden sind beim Erwägen von Vorschlägen zur Einführung von Wappen für Männer, die sich um den Staat verdient gemacht haben, Vorschläge also, die wiederum zeigen, wie heute von den verschiedensten Seiten her die Bildung des Neuadels bedacht wird.

Nach den gesetzlichen Bestimmungen darf jedermann ein Wappen führen oder annehmen. Es ist klar, daß von dieser Freiheit sogleich ein Gebrauch gemacht werden würde, der dem guten Geschmack und allen Regeln der Wappenkunde (Heraldik) zuwider liefe, wenn erst das Wappenführen zu einer allgemeinen Liebhaberei ausartete. Werden daher vom Staate Vorschläge zur Neuadelsbildung und damit wohl auch zur Wappenbegründung einmal für die nähere Zukunft erwogen, so wird sich ein Wappengesetz nicht umgehen lassen, ein Wappengesetz, in dem das Wappenkundliche (Heraldische) zu den Ausführungsbestimmungen gehörte, die lebenskundliche (biologische) Begründung hingegen zum wesentlichen Kerne.

Wer aber soll dann ein Wappen erhalten und wer soll sich zu dem Kreise der Familien des Neuadels rechnen dürfen? — Genügt es, daß der betreffende Mensch seine Tüchtigkeit erwiesen, sich um die Gesamtheit verdient gemacht hat?

---

1) Schmoller, Die soziale Frage, 1918, S. 184.
2) Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers, Bd. III, 1878, S. 101.
3) Izoulet, La Cité moderne, 1894, S. 445.

Hier wie bei Pareto das entschlossene Behaupten einer adelstümlich Zielsetzung für den Staat; nun aber bei Pareto die rein individualistisch d. h. einzig den Einzelmenschen betrachtende Forderung der Schaffung ein Führerschaft, eines Neuadels aus denjenigen altbewährten faschistischen Käm fern, die in sich den Wert einer ausgelesenen Minderheit, den Adel der au gesonderten kleinen Gruppe, empfänden (sentirsi nel sangue l'aristocraz della minoranza); bei uns die weit darüber hinausgehende Forderung d Schaffung eines Neuadels nach Gesichtspunkten der erwiesenen Tüchtigk und höheren Begabung und dazu der erblichen und rassischen Vorbildli keit. Nur durch eine Betrachtung vom über-einzelmenschlichen Gesichtspunk aus, nur durch ein Werten des Einzelmenschen nicht allein nach seinen einz menschlichen Anlagen, sondern auch nach den Anlagen seiner ganzen Sipp lassen sich die Fragen nach Auslese, Adel und Neuadel sinnvoll lösen. Ni mals kann eine lebensgesetzliche (biologische) Erwägung d Adelsfrage von der Betrachtung des Einzelmenschen aus gehen. Darum kann niemals in einem den Lebensgesetzen verbundenen Sta ein Einzelmensch geadelt werden oder ein Wappen erhalten, sondern imm nur eine Familie.

Damit ist aber gesagt, daß von der großen Menge einer lebensgesetzlich (bi logisch) nicht unterrichteten Bevölkerung — und die Massen der abendlän schen Völker sind durch den Geist des 19. Jahrhunderts, der noch lange fo wirken wird, nicht nur lebensgesetzlich nicht belehrt, sondern sogar zur Fein schaft und zum Neide gegen jegliche Anerkennung menschlichen Auslesewert erzogen — schließlich zwar die staatliche Notwendigkeit eines „volkstümlich Adels" (Napoleon I.) eingesehen werden kann, daß aber die Auslesegrun sätze einer solchen Neuadelsbildung wahrscheinlich niemals recht „volkstüm lich" werden können, denn dem Durchschnittsmenschen fällt eben heute — na Auswirkung des Geistes des 19. Jahrhunderts — jegliche Betrachtung de Menschen nach ihren Erbanlagen statt nach ihren einzelmenschlichen Zü gen sehr schwer.

Vilfredo Pareto (1848—1923), der oben genannte schweizerisch-italienische Gesellschaftswissenschafter, hat sich — besonders in seinem Werke Les Systèmes Socialistes, 1902[1]) — mit den Erscheinungen der ungleichen und verschiedenwertigen Veranlagung von Menschengruppen und Einzelmenschen beschäftigt, ferner mit der Frage der Führerschichten, deren Aussterben und Erlahmen, deren Verdrängung durch heraufdrängende Schichten, deren Ersetzbarkeit und deren staatlicher Notwendigkeit. Selbst aus genuesischem Adel[2]), vertrat Pareto durchaus demokratiefeindliche, durchaus adelstümliche (aristokratische) Anschauungen — nicht aber in Anknüpfung an vorhandene Schichten eines Titeladels oder deren Reste, sondern in Anknüpfung an das Bestehen einer Schicht führungsbegabtester bewährter Faschisten. Es steht für Pareto wie für den für den Faschismus ebenso bedeutungsvoll gewordenen Gaetano Mosca[3]) fest, daß sogleich nach dem Sturz einer Ausleseschicht sich eine neue Ausleseschicht bilden müsse, wenn der Staat bestehen soll, denn die große Menge der Menschen, die Massen, könnten sich nicht selbst leiten.

1) Italienische Ausgabe erst 1915.
2) Sein Vater war der Marchese Raffaele Pareto. Über den Lebenslauf Paretos vgl. Pantaleoni, In Occasione della Morte di Pareto: Riflessioni, Giornale degli Economisti, Bd. 65, 1924, S. 9ff.; dazu die anderen Aufsätze des gleichen Heftes. Vgl. ferner Bousquet, Grundriß der Soziologie nach Wilfredo Pareto, 1926.
3) Elementi di Scienza Politica, 2. Aufl. 1923.

Eben darum ist es gegenüber der Notwendigkeit der Schaffung eines Neuadels für das Deutsche Reich und das deutsche Volk ein Glück, in diesem Zeitabschnitt eine Staatsleitung zu haben, die nicht auf die Zustimmung des heutigen individualistisch denkenden Durchschnittsmenschen angewiesen ist. Heute *kann* der Staat einen Neuadel nach den dafür maßgebenden lebensgesetzlichen Gesichtspunkten begründen; gestern hätte ihn ein Wirrwarr von hundert verschiedenen Meinungen, alle aber Meinungen, die allein den Einzelmenschen betrachten, daran gehindert.

So einfach wie in *Paretos* Vorschlägen liegt die Frage nicht. Zwar wäre es erfreulich, wenn der Staat, so wie *Pareto* es will, seinen neuen Adel als eine — wie Pareto es ansieht — rauhe, männliche, kriegerische Führerschicht aus den bewährten „Köpfen" zusammenstellen könnte. Das ergäbe gewiß eine zeitweilige, eine Geschlechtsfolge (Generation) währende Führergruppe, aber noch keinen Neuadel, weil eben lebensgesetzlich sinnvoll nur die Adelung einer ganzen Familie sein kann, nie die eines Einzelmenschen. Hier ist ein Unterschied zu bedenken, der wahrscheinlich nie so recht „volkstümlich" dargestellt werden kann: der Unterschied zwischen dem *Wert eines Menschen als Einzelmenschen* und dem *Wert dieses Menschen als Erbträger*. Ein als Einzelmensch hochwertiger Mensch kann als Erbträger minderwertig sein. Ein als Einzelmensch hochwertiger oder erfolgreicher Mensch kann die — bei besonderer Zusammenstellung von Ahnenerbanlagen — im Einzelfall mögliche Ausnahme eines tüchtigen Menschen in einer sonst erblich-minderwertigen Familie sein — eine Erscheinung, die nach den Vererbungsgesetzen durchaus möglich ist. Die Wahrscheinlichkeit ist in solchem Falle sehr groß, daß dieser Mensch, auch wenn er eine erblich bessere Frau heiratet, nicht eine durchaus adelsfähige Nachkommenschaft erzeugen wird. „Adelsfähig" aber kann im völkischen Staate nur der Vertreter einer in allen ihren Gliedern *nach Anlagen und Leistung* vorbildlichen Familie sein, wenn er zugleich mit einer erblich- und rassisch-ebenbürtigen Frau verheiratet ist und die Gewähr gibt, niemals hinabzuheiraten. „Hinab" bedeutet hier sinngemäß niemals etwas Ständisches oder gar einen Geldwert, sondern immer nur ein Weniger an erblichem Werte. Der völkische Staat wird *Ebenburt* wieder im germanischen Sinne *gleich vorbildlicher ausgelesener Artung* fassen. Auf Artung, auf Erbanlagen, kommt es hier allein an, auf das „Angeborene", niemals auf etwas Erwerbbares, auf Stand oder Besitz.

Ein Vorschlag wie der *Paretos* kann auch deshalb zu lebensgesetzlich-falschen Maßnahmen führen, weil er — als ein Vorschlag, der allein den Einzelmenschen und nicht auch die Erbanlagen der Familie dieses Menschen wertet — zur Wertung dieses Einzelmenschen allzu leicht allein die äußerlich sichtbare Leistung, den *Erfolg*, betrachten wird. Erfolg aber kann im Einzelfalle ebensowohl auf größerer Hemmungslosigkeit, Rücksichtslosigkeit, auf Strebertum und Ränkesucht beruhen wie auf rechtschaffener Tüchtigkeit. Nur der seelenkundlich begabte und geübte Beurteiler wird hier richtig entscheiden können. Zumal im heutigen Staatsleben und zumal im Staatsleben der Völker romanischer Sprache beruht Erfolg ferner auch häufig auf der — für ein Volk germanischer Sprache eher fragwürdigen — Gabe der Beredsamkeit. Frankreichs erfolgreiche Staatsmänner und Parteigrößen liefern dafür die beredtesten Beispiele. Solche und andere Erscheinungen zeigen, wie schwierig es immer sein wird, den Wert eines Einzelmenschen für eine zu schaffende Führerschicht allein nach den Leistungen dieses Einzelmenschen abzuschätzen. Wo es sich um *Adel* handelt, muß immer das bedeutsame Wort *Schillers* bedacht werden, der damit die Adelsfrage schon ihrer ständischen Einkleidung entkleidet und sie im völkischen Sinne richtiger gestellt hat:

„Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.“

Sobald Adel bedacht wird, muß sich die Betrachtungsweise von der Lei-stungsseite mehr verschieben hinüber zur Artungsseite. Auf die Dauer wird überragende Leistung nur von erlesener Artung kommen, und auf die Dauer wird die große Menge eines Volkes nur durch — gänzlich unbetont, weil unmittelbar wirkende — ererbte Artung überzeugt. Ja, es ließe sich an der Geschichte zeigen, daß eine durch ihre erlesene Artung unmittelbar, ohne Betonung wirkende Führerschicht öfters jahrhundertelang den Stolz eines ganzen Volkes ausgemacht hat.

So schwierig es immer sein wird, den Anlagengrund zu ermessen und in seinem Werte für das Volksganze abzuschätzen, aus dem eine äußerlich hervorgetretene Leistung oder ein Erfolg stammt, so schwierig es auch weiterhin sein wird, nach Feststellung der Wahrscheinlichkeit eines Grundes überwiegend wertvoller Eigenschaften nunmehr weiter zu erkennen, ob ein als Einzelmensch überwiegend wertvoll befundener Mensch auch als Erbträger wertvoll sei, so verhältnismäßig leicht ist der Schluß aus dem Gesamtbilde des Verhaltens einer ganzen Familie und Sippe in zwei oder mehr Geschlechterfolgen. Adelsfähigkeit kann darum nur an Familien nach der Lebensführung von mehr als einer Geschlechtsfolge (Generation) geprüft werden, nie nach dem Einzelmenschen allein. Und streng genommen, kann auch der Vertreter einer adelsfähig befundenen Familie nicht geadelt werden, ehe er durch die Richtung seiner Gattenwahl nicht den Willen zur weiteren „Hinaufpflanzung“ (Nietzsche) seiner Familie bewiesen hat. Wie mancher, der Tüchtiges geleistet hat, auch aus tüchtig veranlagter Sippe stammt, hat durch die Wahl einer minderwertigen Frau gezeigt, daß er nicht den Anspruch erheben durfte, in eine „sich in Zucht nehmende“ Führerschicht aufgenommen zu werden!

der „Kölnischen Zeitung“ vom 20. Dezember 1932 (Nr. 696) hat von ...rsen die „römische Gesellschaft“ der Zeit vor dem Weltkriege mit der der ...chkriegszeit verglichen. Die Töchter der Vorkriegsführerschicht schildert er als „ein hochgewachsenes, edles, blondes Geschlecht“ und führt dann aus, ... dieses Geschlecht durch „ein dunkles und kammerkätzchenhaftes abgelöst ...de, dem die neuen Moden dazu noch den Stich ins Halbweltliche gaben“. ... faschistische Schriftsteller Baron Evola, der Verfasser des Buches ...dnischer Imperialismus“, hat die Führerschaft des Faschismus als Men... beschrieben, die als Gruppe mehr den Anblick von „Volkstribunen“ oder ...ndottieri“ böten als den von Männern mit „wahrhaft edelmännischen Zü...“. — Adel aber, der überzeugend wirken und auf die Dauer den Stolz ... Volkes ausmachen will, kann nur aus einer Siebung hervorgehen, die ...wohl Leistung wie Artung streng geprüft hat. Und bei allem Adel, ... allem aber bei jeglichem Neuadel kommt es auf die Artung der Frauen ... Töchter aus vielen Gründen noch mehr an als auf Leistung und Artung ... Männer. Der Aufbau einer führenden Schicht ruht besonders auf er...er Artung und zuchtvollem Auftreten der Frauen, wie auch der Zerfall ...r führenden Schicht immer besonders durch Entartung und Haltungslosig... der Frauen bewirkt wird. Über den Wert eines Mannes für das Volks...e und seinen Wert für eine Führerschicht (also nicht nur eine zeitweilige ... vorübergehende Führergruppe) sagt die Gattenwahl dieses Mannes ...scheidendes aus. Auch der durch Leistungen Meistbewährte schließt sich ...ch Hinabheiraten aus dem Kreise der Anwärter für einen „volkstümlichen ...el“ aus.

...s gibt für den Staat viele Möglichkeiten der Ehrung für Verdienste um

ll und Staat, bei denen nur der Einzelmensch betrachtet zu werden braucht, die Besonderheit der seelischen Antriebe zu seinen Leistungen. Diejenige liche Ehrung, die Aufnahme in einen Neuadel bewirkt, kann nur erblich wertigen und rassisch vorbildlichen Menschen von bewährter Tüchtigkeit l werden — wenn der Staat es vermeiden will, einen Neuadel zu be- n, der nicht als ein Adel, d. h. als ausgelesene Gruppe, unmittelbar über- t.

Das Abendland hat schon in seinem Titeladel genug Träger „hoher Namen" faßt, die nach Rasse und Erbanlagen einer erblich und rassisch vorbildlichen bauerntochter oder Handarbeiterstochter nicht ebenbürtig gewesen wären. che Anblicke von Adligen und Geadelten dürfen im völkischen Neuadel mehr möglich sein! Darum muß unrichtige Gattenwahl im völkischen Staate Entadelung bewirken und Verlust des Wappens. Jedenfalls mu für einen völkischen Staat germanischer und deutscher Prägung feststehen, da bei Anerkennung von Verdiensten um den Staat grundsätzlich immer zu sch den sein wird zwischen Anerkennungen, die sich allein auf den Einzelmensch beziehen, und Anerkennungen, bei denen die Prüfung des Einzelmenschen a Vertreter einer Familie und als Erbträger entsprechend der Art der Anerk nung unumgänglich ist. Der völkische Staat der Deutschen muß den Leben gesetzen treu bleiben; so wird er Bestand haben!

Über die Verwurzelung eines deutschen Neuadels in „Blut und Boden" h Darré Wertvolles geschrieben; ebenso finden sich einige Hinweise zur Be festigung der ausgelesenen Geschlechter gegenüber der Gefahr des Aussterbe in meiner Schrift „Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung un Auslese" (1933). Wertvolle Einsichten in das Wesen und in die Gesetze de Volkstümlichkeit jeder Adelsschicht eines Volkes germanischer Sprache erge sich aus allem dem, was Dibelius in seinem zweibändigen Werke „En land"[1]) über den englischen Adel ausführt, aus Darlegungen, die zu Darr Vorschlägen wesentlich beigetragen haben. Sehr aufschlußreich für das V sagen des deutschen Adels als Gesamtgruppe in entscheidenden Lebensumstän zugleich aufschlußreich für die lebensgesetzlich (biologisch) richtigere Gestalt des englischen Adels, wenigstens des englischen Adels bis zum Ausgang d 19. Jahrhunderts, sind die vergleichenden Beobachtungen des englischen Schri stellers Sidney Whitman (gestorben 1925) in dessen Buche „Imper Germany"[2]) im 8. Abschnitte „The German Aristocracy" (S. 179 ff und auch manches in dem Buche „German Memories" des gleichen V fassers.[3])

Ich schließe hiermit die Erörterungen über Adelsfähigkeit, Neuadelsbild und Wappenverleihung und über die Siebung der um den Staat dienten Menschen ab und wende mich zum Beschluß einigen allgemein Betrachtungen zu — dessen gewiß, daß die Adelsfrage, die Frage der gründung und Erhaltung einer zu Führerschaft erblich-befähigten Schicht Schicksalsfrage jedes abendländischen Volkes ist, besonders jedes Volkes manischer Sprache, denn Germanentum und in ihm Deutschtum können „tüchtig-Jahr"[4]) nur leben, wenn ihr Streben innerhalb aller Volksschich auf adelstümliche — d. h. also auf nicht-käufliche — Lebensgüter gerichtet

Die Grundfrage, die sich bei dieser durch Geschichts- und Lebensforsch

1) 5. Aufl. 1929. 2) Tauchnitz-Ausgabe Nr. 2691.
3) Tauchnitz-Ausgabe Nr. 4393. — „Imperial Germany" ist auch ins Deutsche un Französische übersetzt worden. 4) Goethe, Faust II, Vers 11578.

stärkten Einsicht ergibt, ist nun aber die: ob die breite Masse des deutschen Volkes, die seit Jahrzehnten auf Beneidung aller beneidbaren Dinge und Beargwöhnung der beneidbar veranlagten Menschen in allen Ständen geradezu gedrillt worden ist, ob sie heute noch zur Anerkennung adelstümlicher Lebensgüter gewonnen werden kann. Ob diese breite Masse einsehen wird, daß **Volksgemeinschaft** nicht ein Zustand, ein Ruhen ist, sondern **ein Sichbewegen** sein soll: ein Sichbewegen auf ein hohes Ziel der Verleiblichung der völkischen Gesittungswerte in den völkischen Menschen. Es kann nach dem, was 1789 geschehen ist — 1789, als die massentümliche städtische „Freiheit und Gleichheit" verkündet und die adelstümliche ländliche Freiheit und Gleichheit des germanischen Freisassentums abgetan wurde[1] —, nicht erstaunen, daß schon heute wieder viele Deutsche sich der Schlagworte „Individualismus" und „Intellektualismus", auch des Schlagwortes „Liberalismus", mit einer gewissen Schläue bedienen, wenn ihnen das Weiterschreiten eines Begabteren unbequem wird. Volksgemeinschaft darf aber, wenn sie lebenssteigernd wirken will, nicht eine andere Bezeichnung werden für abgebrauchte gleichmacherische Vorstellungen des Zeitabschnitts, der mit 1789 hereingebrochen ist.

Das sind adelstümliche Zielsetzungen, in denen noch die Staatsgedanken **Nietzsches** mitklingen, eines der ersten großen gedanklichen Überwinder der lebens-zersetzenden Lehren von 1789. Mit solchen Zielsetzungen wird ein „sozialaristokratischer" Staat vorbereitet. Gelingt die Großtat wirklich, ein ganz Volk dem entspannenden, auflösenden Gedanken der Einebnung aller menschlichen Ungleichheiten zu entreißen und es zur Anerkennung eines Zielbild vom tüchtigen, edlen und schönen Menschen aufzurufen, so wird ganz vo selbst die **Gattenwahl** dieses Volkes in lebenssteigernder Richtung gelenk Die Weckung eines adelstümlichen Strebens der einzelnen für ihre Leben führung, der Familien für ihre Gattenwahl, die Weckung eines Sinnes f Leibesschönheit, für schöne Zweckmäßigkeit in den alltäglichen Bewegun eines Menschenleibes, die Weckung eines Sinnes für sittliche Rechtschaffen heit und geistige Kraft, für Leibliches, das so in Wechselwirkung mit Se lischem wirkt, wird für die **Aufartung** der Deutschen mehr bedeuten a vieler Unterricht in Erbgesundheitslehre und Rassenkunde. Vom Anschaulich her, ohne fachwissenschaftliche Begriffe, besonders von der Anschauung he der in leiblichen Zügen sich ausdrückenden geistigen Kraft und seelischen Größ muß der Sinn des Volkes für Artung und Aufartung geweckt werden. Nich so sehr wissenschaftliche Belehrung tut der großen Menge der Deutschen n als Weckung und Stärkung eines unmittelbaren Empfindens für edle menschliche Artung. Not tut also eine deutsche Lehre vom Schön-Tüchtigen, ei deutsche Kalok'agathia, eine deutsche Lehre von der humanitas, d. h. de Vollmenschlichkeit, der menschlichen Ganzheit, der Edelmannsart.

Einem Volke, das wieder „in Zucht" kommen will, das sich „in Zuch erhalten will, ist die gemeinsame Anerkennung eines Zielbildes vom edelgeart tüchtigen Menschen nötig, die Anerkennung dieses Zielbildes für die Lebens führung des einzelnen wie für die Auslese im Volke.

Für den unvoreingenommenen, unverbildeten Deutschen, auch den in Rass dingen gänzlich unbelehrten Deutschen verschiedenster eigener Rassenzugehörig keit, trägt die irgendwie und irgend einmal geweckte Vorstellung vom ede gearteten tüchtigen Menschen immer noch unbewußt die leiblich-seelischen Züg der nordischen Rasse. So verbindet sich der **Neuadelsgedanke** mit de

1) Vgl. **Günther**, Die Verstädterung, 1934, S. 5ff., 23ff. und 45ff.

Nordischen Gedanken, ganz so, wie im englischen Volke die durchaus volkstümliche, in ihrer Wurzel so echt adelsbäuerlich-germanische Vorstellung von gentleman und lady — eine Vorstellung, die bis in die unteren englischen Volksschichten in Haltung und Auftreten und in der Gattenwahl immer noch wirksam ist — sich vom leiblich-seelischen Anlagenbilde der nordischen Rasse ableitet — wenn auch die meisten derer, die dieses gemeinsame völkische Vorbild anerkennen, noch nie etwas von einer Menschenrasse gehört haben, die seinerzeit einmal vom russischen Anthropologen Deniker als „nordische Rasse" bezeichnet worden ist.

Für Erbgesundheits- und Rassenforschung und für die Gesellschaftswissenschaft (Soziologie) als Beraterinnen der Staatsleitung ergeben sich aus dem Vorgetragenen verschiedenartige Aufgaben: die Wege ausfindig zu machen, auf denen ein Volk wie das deutsche sich nach und nach wieder zurückfinden kann zur Anerkennung adelstümlicher Lebenswerte.

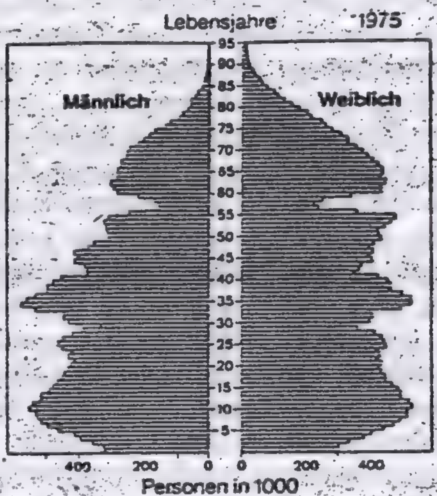
„Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!" —

so hat Schiller einmal, die gemeinsame nordrassische und adelsbäuerliche Wurzel alles Indogermanentums unbewußt bezeichnend, die Zielsetzung ausgedrückt. Bei solcher Zielsetzung bedeutet Volksgemeinschaft die gemeinsame ständige Anerkennung eines verpflichtenden menschlichen Vorbildes, des Vorbildes vom edelgearteten Menschen in seiner besonderen völkischen Prägung.

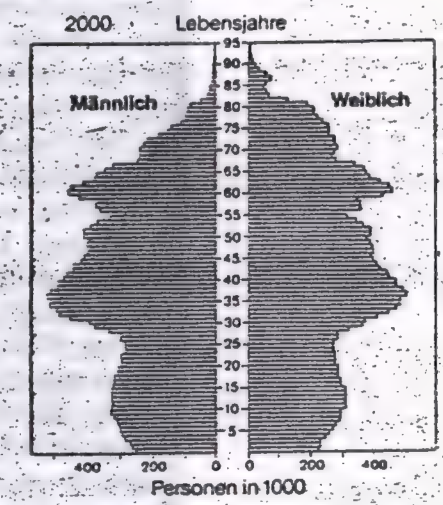
„Deutsche Bevölkerung stirbt rapide ab"

Es ist eben eine Tatsache, daß die Bundesrepublik Deutschland schon seit Jahren die niedrigste Geburtenrate von allen Staaten der Welt aufweist.
Das deutsche Volk stirbt zur Zeit tatsächlich weit schneller als der deutsche Wald.
Bitte sehen Sie sich den Bevölkerungsaufbau vom Jahre 1975 an: Es gab mehr 70jährige Frauen als einjährige Mädchen. Alle Jahrgänge unter 70 sind stärker vertreten als die Einjährigen (mit Ausnahme von drei Weltkriegsjahrgängen).
Inzwischen geht die Entwicklung weiter. Der Bevölkerungsaufbau vom Jahr 2000 steht auch schon fest. Nur bei den Kindern bis zu 16 Jahren könnten sich die angenommenen Zahlen noch etwas verändern.
Aber in jedem Fall stirbt die deutsche Bevölkerung rapide ab.

Bevölkerungsaufbau in der Bundesrepublik Deutschland



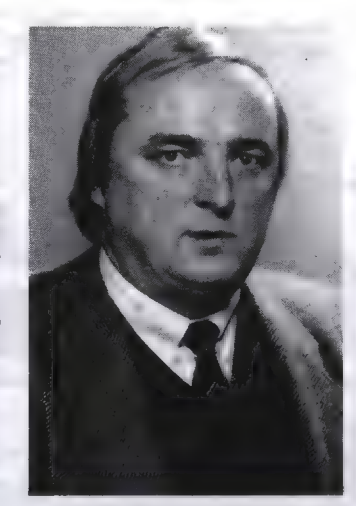




Quelle: Institut der deutschen Wirtschaft

Mentalitätsunterschiede

«Die Finnen sind plattgesichtig, dünnbärtig, grauäugig», sagt der Brockhaus vor knapp hundert Jahren. Raimo Hipeli, Nokia-Direktor in Deutschland, nahm diese Äußerung zum Anlaß, vor der Finnischen Handelsgilde in Frankfurt am Main einen Vortrag zu halten, in dem er über finnische und deutsche Mentalitätsunterschiede nachdenkt, um dann festzustellen, daß die den Finnen nachgesagten Eigenarten denen der Deutschen verblüffend ähnlich sind. Er kommt zum Schluß: «Also vertragen wir uns. Leben und arbeiten wir zusammen.» – Das Finnland-Magazin bringt einige Ausschnitte aus diesem Vortrag.



Raimo Hipeli, Geschäftsführer der Nokia GmbH, Deutschland

Was ist Mentalität

Das Brockhaus Konversationslexikon aus dem Jahre 1898 weiß folgendes darüber zu berichten:

Mentalität?

«Denkart: 1. Denkungsart, Denkweise, Denkform, Weltbild, Weltanschauung, Verhältnis zum Leben, Grundeinstellung, Grundstimmung, Betrachtungsweise, Geisteshaltung, Sinnesart; 2. Gesichtskreis, Blickfeld, Horizont, Gedankenfeld, Reichweite, Gesichtswelt; 3. Gesinnung, Mentalität, Haltung, Anschauung, Einstellung.»

Also – wenn man über Mentalitätsunterschiede spricht, muß es etwas mit einer unterschiedlichen «Weltanschauung», «Grundeinstellung» oder «Verhältnis zum Leben» zu tun haben.

Mentalitätsunterschiede zwischen den Deutschen und Finnen

Wer sind denn die Finnen? Das vorgenannte Lexikon beschreibt sie u. a.:

«Finnen, in ihrer eigenen Sprache Suomalainen (Plur. Suomalaiset), in ruß. Chroniken Tschudj (Tschuden) genannt, sind in enger Bedeutung ein in der Nordwestecke des europ. Rußlands, in den Gouvernements Archangelsk, Olonez, St. Petersburg, strichweise auch Nowgorod und Twer ebenso wie auch im nördl. Norwegen, besonders aber in dem Großfürstentum Finland (s. d.) wohnendes Volk. In weiterer Bedeutung bezeichnen ältere Forscher mit dem Namen F. einen der vier Hauptzweige des sog. ural-altaischen Völker- und Sprachstammes.»

Die F., hier und da vermischt mit Lappen, Schweden und Russen, sind von kräftigem Körperbau, mittlerer Statur, etwas eckiger, brachykephaler Schädelbildung und plattem Gesicht mit hervortretenden Backenknochen. Das in der Jugend hellblonde Haar geht später in ein Braun über. Der Bart ist dünn, die Augen meist dunkelgrau, die Gesichtsfarbe fahl, oft gelblich. Der tawastländische Typus zeigte diese Züge viel ausgeprägter als der schlankere und elegantere karelische

Auszug aus dem Brockhaus Konversationslexikon aus dem Jahre 1898

Die typischen Eigenschaften sollen sein:

«Die F., hier und da vermischt mit Lappen, Schweden und Russen, sind von kräftigem Körperbau, mittlerer Statur, etwas eckiger, brachykephaler Schädelbildung und plattem Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen. Das in der Jugend hellblonde Haar geht später in ein Braun über. Der Bart ist dünn, die Augen meist dunkelgrau, die Gesichtsfarbe fahl, oft gelblich. Der tawastländische Typus zeigte diese Züge viel ausgeprägter als der schlankere und elegantere karelische.»

Also «fahl und oft gelblich». Aber manche Arten sollen auch «einen kräftigen Körperbau» haben, andere wiederum «schlank und elegant» sein.

Also können wir nicht über den Unterschied zwischen einem Standard-Finnen und einem «Standard-Deutschen» sprechen, vor allem weil es sicherlich keinen «Standard-Deutschen» gibt.

Aber trotz dieser Differenzen in einigen Reihen gibt es auch noch gewisse globale Grundtendenzen. Wer mit beiden Völkern zu tun hat, kann über die Ruhe, Schweigsamkeit oder auch Ehrlichkeit der Finnen berichten oder auch über die Effizienz, Pünktlichkeit oder Disziplin der Deutschen. Wodurch entstehen diese Unterschiede?

Bestimmt gibt es keinen allgemeingültigen Grund zu diesen Mentalitätsunterschieden.

Gewiß spielt die Rasse oder Herkunft eines Volkes eine Rolle. Die Finnen sind ja keine Germanen, sondern «Finn-Ugren» mit einer bisher noch nicht ganz ausgeforschten Vergangenheit in Asien.

Bestimmt spielt auch die Erziehung eine Rolle. Die stramme Hierarchie und Disziplin – vielleicht aus den Armeen der Preußenkönige stammend – prägen noch stets das schulische Leben in Deutschland. Schon zu Hause hat sich der Deutsche daran gewöhnen müssen, daß der Familienvater unbestritten derjenige ist, der das Sagen hat.

Der Deutsche würde eine finnische Familie vielleicht als eine unorganisierte Ansammlung von Personen unterschiedlichen Alters bezeichnen. Der Finne würde das heute Liberalismus oder Teamwork nennen.

Dies reflektiert sich auch auf das Geschäftsleben, nämlich auf die Organisationsformen.

Eine Organisation in Deutschland hat viele Ebenen... bis 15. Jeder Vorgesetzte hat lediglich 2–4 Mitarbeiter. Die Organisationsform wird steil. Die Altersstruktur in der Organisation geht mit feinen Streifen von 20 Jahren unten auf 70 Jahre oben.

Die finnischen Firmen sehen anders aus: Ein nicht selten junger Geschäftsführer hat 15 Mitarbeiter; diese wiederum 10–15. Und das war es.

Es ist klar, daß die Entscheidungsfreiheiten oder Kompetenzen in diesen zwei Organisationen unterschiedlich sind.

Von außen gesehen könnte es heißen, daß die eine bürokratisch ist (man braucht die Zustimmung von vielen Organisationsebenen), die andere arbeitet dynamisch oder wendig (der Mitarbeiter muß vielleicht nur seinen Vorgesetzten fragen).

Daher kommt es auch, daß man in Finnland Geschäfte immer noch mit einem Handschlag abwickeln kann, während der Deutsche die gesamte Korrespondenz als Beleg für seine Organisation braucht.

Dieses versteht wiederum der Finne nicht. Schon von eventuellen sprachlichen Problemen abgesehen ist er an eine ungezwungenere Kommunikationsart gewohnt. Wenn man was braucht, dann fragt man. Wenn man was hat, bietet man an. Persönlich oder telefonisch. Wenn man nichts braucht, sagt man eben «nein, danke». In Finnland darf man das sogar Sonntag mittags am Kaffeetisch zu einem zweiten Stück Torte sagen. In Deutschland nicht. Wenn es kein Geschäft wurde, hat man viel Zeit und Mühe für den nächsten Kontakt gespart.

Und so bleibt manches Schreiben auch nach Deutschland unbeantwortet.

Der Finne würde das Ganze lieber am Telefon erledigen. Da hat er aber zwei ganz große Hindernisse vor sich.

Einmal das Sprachproblem. Nur ältere Finnen sprechen häufig gut Deutsch. Seit der Einführung des neuen Schulsystems sprechen die jüngeren eher Englisch.

Und mit Englisch Geschäfte in Deutschland abzuwickeln ... No ja. Die Theorie ist schön, aber die Praxis sieht anders aus.

Und zweitens kommt wieder dieser Unterschied in allgemein verbreiteten Gewohnheiten.

Um den deutschen Kunden telefonisch zu erreichen, ist für den Finnen ein Alptraum.

In Finnland ist er gewohnt, direkt ohne Zwischenfragen, formlos und vorerst anonym den Gesprächspartner zu finden. Selbst Angestellte in höheren Positionen schreiben ihre Durchwahl-Telefonnummer auf ihre Visitenkarte.

Wenn aber ein Herr Doktor Müller aus einer AG in Deutschland erreicht werden soll, scheitert es meistens. Denn – wenn unser Finne «Mäki-Kääpilä» heißt und dieses ab der Telefonistin an 3–4 Organisationsstufen/Sekretärinnen immer auf deutsch buchstabieren muß, um jeweils weiterzukommen, da hören seine Kenntnisse der deutschen Sprache oder Geduld auf. Und dann noch immer wieder die Frage: «Worum geht es bitte?»

Hat man aber Verständnis dafür, sind die Finnen angenehme Geschäftspartner. Kommt man zuerst zum Geschäft, zahlt sich die Bescheidenheit und Ehrlichkeit aus. Man hört oft, daß die Geschäftsverbindungen und Vertretungen jahrzehntelang ohne einen schriftlichen Vertrag halten, was nicht überall denkbar wäre. Wenn man einander persönlich kennenlernt, kann man durchaus sagen, daß man gute Geschäfte nur mit Freude macht. Dann braucht man auch den Handschlag nicht mehr.

Zusammenfassend:

Nicht umsonst schreibt Brockhaus schon 1898:

«Bei dem eigentlichen F. zeigt sich viel Ehrlichkeit, Gastfreundschaft, Treue, Tapferkeit, Standhaftigkeit und Arbeitsamkeit, dagegen ist er verschlossen und schweigsam, wenig beweglich und unternehmend; er ist seinem Wesen nach mißtrauisch, ausdauernd in seiner Rachgier, aber doch jähzornig. Die Religiosität des Volkes spricht sich kräftig aus, aber ein Hinneigen zum Aberglauben und Sektenwesen ist vielfach bemerkbar. An Geistesanlagen fehlt es den F. keineswegs.»

Also versuchen wir es doch gemeinsam!



Die Schweigsamkeit und die Sprachprobleme der Finnen bereiten ihnen oft Mühe im Umgang mit deutschen Geschäftskollegen



Einzug ins Walhall: Runenstein aus Tjängvide/Gotland (8.Jh.) · Indtog i valhal: Runesten fra Tjængvide/Gotland (8.årh.).

Der hier gezeigte Einzug in ‚Walhall' entstammt dem gotländischen Bildstein von Tjängvide aus dem 8. Jh. Gewöhnlich wird diese Szene als Ankunft des Toten nach Walhall gedeutet. Als Paradies der toten Krieger und als symbolisiertes Traumbild der Wikinger strotzt das inmitten der Götterwelt gelegene Totenreich in den wikingischen Vorstellungen von Reichtum und Überfluß. Es wurde von einem über der Halle schwebenden Adler und einem am Tor stehenden Wolf bewacht. Auf dem Dach stand die Ziege Heidrun, aus deren Euter unendlich viel Met floß. Hier verbrachten die Recken jeden Tag mit Spielen und Kämpfen, doch am Ende eines jeden Tages wurden alle Verwundeten und Getöteten wieder geheilt. Jede Nacht zehrten sie vom saftigen und sich niemals dem Ende neigenden Fleisch eines Ebers und tranken den ewig fließenden Met. Bewirtet wurden sie von Odins Totenwählerinnen, den Walküren.

Nach altgermanischer Vorstellung war die Erde eine auf einem riesigen Ozean schwimmende flache Scheibe. In Utgard, am äußersten Ende der

Welt wohnten die Riesen, Thursen und Jöten. Utgard war das große Unbekannte und Fremde. Dort konnte man sich nicht mehr in schützender Umgebung der Familie in Sicherheit wiegen. Jeder Fehltritt barg die Gefahr, den Riesen in die Hände zu fallen. Das Zentrum der Erde war Midgard, dort lebten die Menschen. Es war eine Welt mit einer berechenbaren Ordnung. Hier war man zu Hause, kannte die Natur und die vertraute Umwelt.

Auf einem Felsen, inmitten von Midgard, stand die Burg Asgard, der Göttersitz. Die Burg war durch eine große Mauer geschützt und durch einen Regenbogen mit der menschlichen Welt verbunden.

Im Mittelpunkt des ganzen Universums stand die Weltesche Yggdrasil. Ihre Zweige reichten bis zum Himmel und breiteten sich über die gesamte Erde aus. Die drei Wurzeln des Baumes richteten sich nach Midgard, Utgard und zum Totenreich der Göttin Hel, nach Niflheim. In der äußersten Spitze des Baumes nistete ein Adler, und an der Wurzel wohnte die Schlange Nidhögg. Zwischen beiden Mißtrauen säend lief ein Eichhörnchen ständig von der Baumspitze zur Wurzel. Daß vier Hirsche an Laub und Rinde des Baumes ästen und der Eschenstamm faul war, deutet den gefährlichen Zustand der von Anfang an fehlerhaft konstruierten Welt an.

Die meisten der von den Wikingern als Asen bezeichneten Götter waren kriegerisch. Ein lange zurückliegender Götterkampf zwischen Asen und den als Fruchtbarkeitsgöttern verehrten Vanen verlief ausgeglichen und fand keinen Sieger. Zur Beendigung des Kampfes wurden Geiseln ausgetauscht. Das erklärt, warum zu den kriegerischen Göttern der Wikinger auch der Fruchtbarkeitsgott Freyr zählte.

Im Mythos steckt ein Stück geschichtliche Wirklichkeit. Interpretiert man ihn, kann man verborgene historische Ereignisse freilegen. Er entwickelt sich zu Zeiten großer sozialer Umwälzungen. Seine Entstehung setzt tiefe Erschütterungen der bestehenden Ordnung voraus. Solch eine Phase des sozialen Umbruchs herrschte auch zur Zeit der frühen indo-europäischen Wanderung. Die in den Mythen geschilderten Personen, Ereignisse und Situationen leiten sich aus ehemals wichtigen sozialen und kulturellen Daseinsformen her. Die meisten dieser frühen Gemeinwesen lassen sich durch eine dreigeteilte hierarchisch gegliederte soziale Organisation (Priesterschaft, Kriegertum, Landvolk) charakterisieren.

Wie in allen indo-europäischen Mythologien spiegelt auch das nordische Pantheon (Odin, Thor und Freyr) mit den Charakteren der Souveränität, Stärke, Kraft und Fruchtbarkeit die soziale Schichtung wider.

Obwohl keinesfalls einer der ältesten germanischen Götter, war Odin (Wotan) der Höchstgestellte. Er war Hauptgott der kriegerischen Wikinger und zugleich Gott des Todes, des Krieges, der Dichtkunst und der Weisheit. Er war der Souverän und konnte von seinem Thron in Asgard die ganze Welt überblicken. Trotz seiner hoch geachteten Stellung war sein Kult begrenzter als der von Thor und Freyr. Der Odinkult war nicht ursprünglich skandinavisch, sondern breitete sich langsam von Süden kommend aus. Bis zur Wikingerzeit war er relativ unbedeutend. Odin wird als wissend, listig und durchtrieben charakterisiert. Er war weniger attraktiv als vielmehr grausam und launisch. Überall, wo er auftauchte, brachte er Streit und Zwietracht mit in der Absicht, die Leute zum Kampf zu animieren und möglichst viele Krieger nach Walhall entführen zu können. Noch heute erinnert der Mittwoch (alteng. Wodnesdaeg, engl. Wednesday, altdnord. Odinsdagr, skand. Onsdag) an die einstige Bedeutung des Gottes.

Der deutsche Donnerstag (engl. Thursday, skand. Torsdag) weist auf die ehemalige Stellung des Thor (Donar), den Gott der Bauern und Seeleute. Thor war der Gott des Himmels, des Sturms und des Unwetters. Als Wächter über Götter und Menschen wandten sich die Menschen in Notsituationen an ihn. Er stellte sich den Feinden und versuchte, die Welt vor Bedrohung zu schützen und in Ordnung zu halten. Sein Hammer Mjöllnir symbolisiert seine Kraft und Stärke, die er zur Verteidigung der Gesellschaft benutzte. In der nordischen Mythologie erscheint er, seinem Vater Odin ähnlich, als großer rothaariger und rotbärtiger Mann mit lodernden Augen. Er wird als stark, großmütig und klug geschildert. Er war der meist verehrte Gott der Wikingerzeit. Nach dem Bericht Adam von Bremens kam ihm im heidnischen Tempel von Uppsala der Ehrenplatz zwischen Odin und Freyr zu.

Der Fruchtbarkeitsgott Freyr war das mythologische Erscheinungsbild der Nahrung produzierenden Klasse. Über ihn schreibt Snorri Sturluson Anfang des 13. Jh. „Freyr ist der vornehmste der Götter, er kontrolliert Regen und Sonne und damit das Wachstum auf der Erde, und er wird angerufen für reiche Ernte und Frieden. Er ist auch zuständig für das Glück der Menschen." Er galt als der höchste Gott der Schweden, die in ihm den Ahnherrn ihrer Könige sahen. Adam von Bremen berichtet, daß Freyrs Holzfigur in Uppsala einen übergroßen Penis als Symbol für Macht, Fruchtbarkeit und Wachstum aufweist.

Eine der schillerndsten Figuren der nordischen Götterwelt war Loki. Er war Sohn zweier Riesen und zugleich Odins Blutsbruder. Zusammen mit einer Riesin zeugte er mit dem Wolf Fenrir, der Herrscherin der Unterwelt Hel und der Midgardschlange drei der bedeutendsten Ungeheuer der nordischen Mythologie. Loki lebte zusammen mit den Göttern in Asgard und erscheint als eine überaus intrigante Figur. Snorri schreibt über ihn: „Loki ist ein geschickter Ausspäher, doch besitzt er einen schlechten Charakter und ist in seinem Verhalten launisch. Er übertrifft alle anderen an List und Schlauheit, und er benutzt unsaubere Tricks. Von Zeit zu Zeit stürzte er die Götter in schweres Unglück, aber meistens konnte er sie auch durch seine List retten." So taucht er mal als Freund, mal als Feind, mal tüchtig aber zugleich tückisch, dann wieder als nützlich und zugleich gefährlich auf. Er beugt sich oft den Drohungen und Erpressungen der Riesen und bringt damit die Götter in Gefahr. In seinem wechselnden Charakter von Gott und Dämon symbolisiert er die Verbindung von gut und böse. Sein schlimmster Verrat traf Odins Lieblingssohn Baldur, den klügsten aller Götter, der von jedermann gelobt wurde und als überaus liebenswürdig galt. Mit der Ausnahme Lokis liebten ihn alle Götter. Seine Mutter Frigg nahm allen lebenden Wesen der Welt den Eid ab, Baldur nichts Böses zu tun. Einzig der Mistelzweig verwehrte sich dem. Nachdem Baldur durch den Eid als unüberwindbar galt, unterhielt er die Götter mit Spiel und Sport. Alle durften mit Pfeilen auf ihn schießen und mit Schwertern nach ihm schlagen. Loki jedoch wußte von dem nicht geleisteten Eid des Mistelzweiges. Er brach ihn ab und schnitzte einen Pfeil aus ihm. Dann überredete er Nöd, den blinden Sohn Odins, an dem Wurfspiel auf Baldur teilzunehmen. Er reichte ihm den Pfeil, dessen Geschoß seinen Bruder Baldur tötete. Loki wurde daraufhin gefangengenommen und in eine unterirdische Höhle gebracht. Dort war er, mit Gedärmen gefesselt, einer giftspeienden Schlange ausgesetzt, doch am Tage der Götterdämmerung sollte er sich befreien können.

Wer, wie Baldur, nicht im Kampfe starb, dem war das Kriegerparadies Walhall vorenthalten und mußte in die Unterwelt, zu der das dortige Totenreich bewachenden Hel. Der lange und gefährliche Weg dorthin führte über unwegsame Gefilde. Dort angekommen, fand man sich in einer Region äußerster Dunkelheit, Kälte und Unendlichkeit. Ins Reich der Hel gelangten die der wikingischen Ethik zuwider Handelnden. Doch in erster Linie war es das Reich derjenigen, die nicht im Kampfe den Tod fanden. Die dem heidnischen Hel entsprechende christianisierte Form der Hölle deutet die Langlebigkeit dieser Vorstellung an.

Neben den Asen und Vanen gibt es in der nordischen Mythologie noch eine ganze Menge anderer niederer Gottheiten, Geister und Unholde. Die drei Nornen Urd (Schicksal), Werdandi (Sein) und Skuld (Unvermeidbarkeit) verkörpern die Schicksalsmächte, denen sowohl Menschen wie auch Götter unterworfen waren. Sie wohnten unter der Esche Yggdrasil, die selber ihre Kraft aus dem Schicksalsbrunnen der Urd zog. An dieser Quelle versammelten sich auch die Götter, um ihren Rat zu halten und Recht zu sprechen. Sie wollten an der Weisheit der Nornen teilhaben, denn so heißt es, Urd kenne die Vergangenheit, Werdandi die Gegenwart und Skuld die Zukunft.

Den Menschen meist übel gesonnen waren die in den Bergen und Höhlen lebenden Riesen und Trolle. Die meisten von ihnen werden als bösartig und dumm dargestellt. Die besten Handwerker in der nordischen Vergangenheit waren die Zwerge. Sie lebten in Felsen oder unter der Erde und wurden bei Tageslicht in Stein verwandelt. In ihnen sah man die bösen und schändlichen Verstorbenen. Zusammen mit den Elfen schossen sie mit Pfeilen auf die Menschen und wurden somit als Urheber aller Krankheiten angesehen.

Großen Respekt hatten die Nordmänner vor den unsichtbaren Erdgeistern. In der ersten isländischen Gesetzessammlung heißt es, daß man sich Island nicht mit Drachenbooten nähern sollte. Noch bevor Land in Sicht sei, müsse der Drachenkopf abgenommen werden, um die Erdgeister nicht zu erschrecken.

Das heutige Wappen von Island mit seinen vier Symbolen Adler, Stier, Riese und Drache ist auf eine von Snorri Sturlusson in seiner Heimskringla geschilderten Geschichte zurückzuführen. Demnach faßte der dänische König Harald Gormsson den Plan, Island zu erobern. Er schickte einen Zauberer in Gestalt eines Wals nach Island, um das Land erkunden zu lassen. Dieser berichtete, daß es dort auf den Bergen und Hügeln von Erdgeistern wimmelt. Im ersten Fjord begegnete ihm ein großer giftspeiender Drache, im zweiten stürzte sich ein riesiger Adler auf ihn, im dritten stürmte ein tosender Stier zu ihm ins Meer, und im vierten traf er auf einen mit einer Eisenstange ausgerüsteten Riesen, der von einer Vielzahl kleiner Riesen begleitet wurde. Der Zauberer kehrte zurück und riet König Harald, von seinem Vorhaben abzusehen.

Es setzen extreme Wetterverhältnisse ein. Die Sonne verfinstert sich, Sterne und Mond erlöschen und ein dreijähriger Winter bricht herein. Erdbeben erschüttern die Welt, und selbst die Weltesche Yggdrasil beginnt zu zittern. Die Riesen brechen gegen Asgard auf, der Fenrirswolf befreit sich seiner Fesselungen, die Weltschlange taucht giftspeiend aus den Tiefen des Ozeans auf, und das Meer überflutet das Land. Der Himmel zerbricht und mit ihm die Asgard und Midgard verbindende Regenbogenbrücke. Die Götter stellen sich ihren Feinden zum Kampf. Doch als erster wird Odin vom Fenrirswolf verschlungen. Thor kann zwar die Midgardschlange mit seinem Hammer erschlagen, doch auch er wird von ihren giftigen Dämpfen getötet. Freyr erliegt dem Feuerriesen Surt. Alle Götter sterben im Laufe dieses Kampfes, und zum Fanal bricht die Welt vollends zusammen, versinkt die Erde im Meer, und ein Chaos aus Feuer, Dampf und Rauch bricht an.

Einzig die Weltesche bleibt stehen. In ihren Zweigen haben sich ein Mann und eine Frau versteckt, die die Erde, sobald sie wieder aus der See auftaucht, neu bevölkern sollen. Auch Baldur soll wieder aus der Unterwelt auftauchen und ein neues Göttergeschlecht zeugen.

Die Runenalphabete, Runennamen und Geschlechter

In zwei Haupttypen sind uns die Runen überliefert, einmal in einem älteren Alphabet, das man nach den ersten Zeichen das „ältere Futhark" nennt. Es war von der Kaiser- und Völkerwanderungszeit bis in die frühe Wikingerzeit im Gebrauch (Abb. 1).

Dieses Alphabet benutzten alle Germanen bis ungefähr 800 nach Chr. Geb. Bei der großen Weiträumigkeit des germanischen Siedlungsgebietes entwickelten sich verschiedene zeitliche und örtliche Sonderformen. Die Runen wurden sowohl links- wie auch rechtsläufig und auch von oben nach unten oder umgekehrt geschrieben. Unten und oben bei den einzelnen Zeichen kann oft vertauscht werden.

Im Norden ging nun während des Überganges von der Völkerwanderungs- zur Wikingerzeit eine folgenschwere Entwicklung vor sich, die das Runenalphabet auf 16 Zeichen begrenzte. Die Gründe für diese Entwicklung liegen wohl bei den starken sprachlichen Veränderungen, die eine Reihe neuer Laute hervorriefen und andere umgestalteten, so daß man mit den alten Runen mit diesem neuen Lautstand nicht fertig werden konnte und sich einer verkürzten Schreibung bediente, die mehrere verwandte Laute mit einem einzigen Zeichen umschrieb.

Diese Entwicklung ist um 800 abgeschlossen. Sie führte zum jüngeren oder nordischen Futhark mit 16 Zeichen. Die älteste Form dieses jüngeren Runenalphabetes können wir gemeinnordisch nennen (Abb. 2).

Das jüngere Futhark nahm seinen Ursprung entweder aus Südnorwegen oder Westgötaland, von wo es sich auch über Dänemark verbreitete. Es gibt auch hier verschiedene örtliche und zeitliche Ausformungen.

Jede Rune hatte ihren Namen, ein Wort, dessen Anlaut dem Lautwert der betreffenden Rune entsprach, so z. B. *fehu* für die f-Rune. Eine Ausnahme bilden die z- und ng-Rune, weil diese Laute am Wortanfang nicht vorkommen. Man bediente sich daher

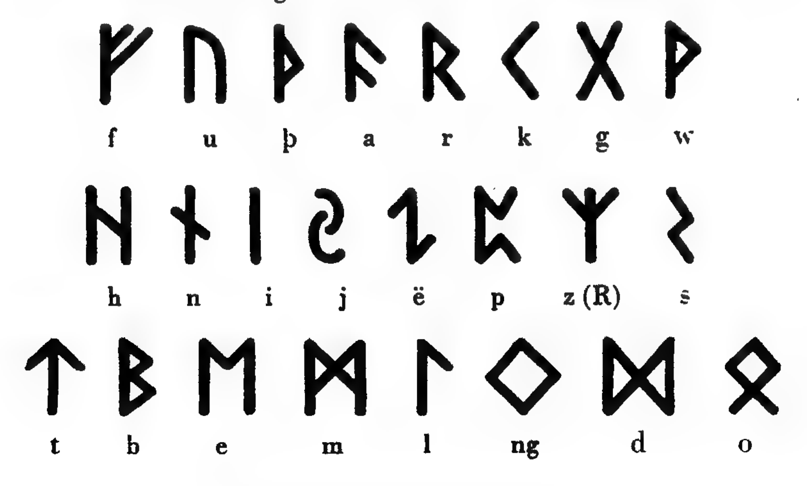


Abb. 1 Das ältere Runenalphabet

solcher Wörter, welche die betreffenden Laute im Auslaut oder im Inlaut aufweisen, so *alʒiz* für *z* oder *ingwaz* für *ng*.

Die Runennamen sind eine eigene germanische Schöpfung, die der Sphäre des Kultes – Götter- und Dämonennamen – und der bäuerlichen Welt entnommen sind. Sie spiegeln die Weltanschauung des germanischen Bauern wider, der sich mit der Natur und den göttlichen Wesen in einem festen, geordneten Zusammenhang wußte. Im Laufe der Zeit veränderten sich die einzelnen Runennamen, bedingt durch rein sprachliche Gründe wie etwa Lautwandel, aber auch auf Grund geistiger Veränderungen. In den Runenliedern, die wir aus England und dem Norden kennen, sind sie der Nachwelt überliefert worden. Sie verdeutlichen wiederum den kultischen Charakter der Runen. Es folgen nun die einzelnen Runennamen, rekonstruiert für das Urgermanische auf Grund der überlieferten im Gotischen, Altenglischen, Altwestnordischen und Altdänischen nach W. Krause.

(*f*) *fehu* = „Vieh, Besitz, Fahrhabe“
(*u*) *ūruz* = „Ur (Auerochse), männliche Kraft“

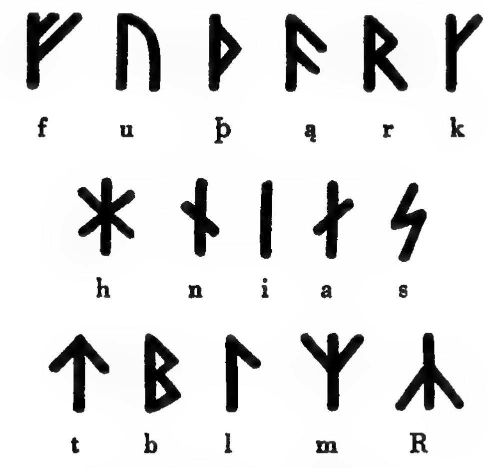


Abb. 2 Das jüngere Runenalphabet

(*þ*) *þurisaz* = „Thurse, Riese, Unhold“
(*a*) *ansuz* = „Ase, Wodan“
(*r*) *raiðō* = „Fahrt, Ritt, Wagen“
(*k*) *kaunan* = „Krankheit, Geschwür“ oder
kēnaz = „Fackel (Kien)“ oder
kanō = „Kahn (Zeichen der Erdgöttin Nerthus)“
(*ʒ*) *ʒeƀō* = „Gabe“
(*w*) *wunjō* = „Wonne, Freude“ oder
winjō = „Weideland, geweihte Wiese als Heiligtum (vgl. Ortsname *Odinsvin*)“ oder
wulþuz = „Herrlichkeit, Gott Ull“
(*h*) *haʒlaz, haʒlan* = „Hagel, Verderben“
(*n*) *nauðiz* = „Not, Zwang, Unfreiheit“
(*ī*) *īsaz, īsan* = „Eis, schleichendes Unheil“
(*j*) *jēran* = „fruchtbare Jahreszeit, Ernte“
(*ē*) *eihwaz, ī(h)waz* = „Eibe, Zauberbaum“
(*p*) *perþō* = schwer zu erklären, vielleicht aus dem Keltischen entlehnt in der Bedeutung „Fruchtbaum“
(*z*) *alʒiz* = „Elch, göttlicher Zwilling, Dioskur“ oder

„Abwehr"

(*s*) *sōwilō* = „Sonne (dän. Sol)"

(*t*) *teiwaz* oder *tīwaz* = „Gott Ziu (nord. Tyr)", der alte Himmelsgott

(*b*) *ƀerkanan* = „Birkenzweig, junges Leben"

(*e*) *ehwaz* = „Pferd, Sonnenroß"

(*m*) *mannaz* oder *mannuz* = „Mann" oder „Stammvater Mannus"

(*l*) *laȝuz* = „Wasser" oder *laukaz* = „Lauch"

(ng) *ingwaz* = „Gott Ing, Fruchtbarkeit"

(*ð*) *ðaȝaz* = „heller Tag, heiliges Feuer" oder „Gott Dag"

(*o*) *ōþalan* = „festes Eigentum, ererbter Besitz"

Innerhalb der Runennamen hat man die verschiedensten Gruppierungen vermutet. Es scheint, daß in der ältesten Zeit Dreiergruppen bestanden haben, in späterer Zeit Zweiergruppen, so *Gabe* und *Wonne*, *Hagel* und *Not*, *Tiu* und *Birke*, wobei wir an die Birke im Frühlingsbrauch und an die heilige Hochzeit von Himmelsgott und Erdgöttin denken könnten, oder *Pferd* und *Mann*. Mit dieser Gruppierung hängt wohl auch die Reihenfolge des Alphabets zusammen, wobei auch der Brauch des Losorakels eine Rolle gespielt haben wird. Bei den überlieferten Runenalphabeten werden durch Trennungszeichen je drei Reihen zu acht Zeichen unterschieden, nämlich

f u þ a r k g w   h n i j ē p z s   t b e m l n g d o

Es handelt sich dabei also um Achterreihen, wie sie uns auch bei den norditalischen Alphabeten begegnen. Im Altnordischen heißen diese Reihen *ætt*. Das Wort bedeutet „Geschlecht", wie wir auch von den drei Runengeschlechtern sprechen. Es wird sich aber ursprünglich wohl um eine Bezeichnung für „Achtzahl, Achterreihe" handeln, altisl. *átta* = „acht". In später Zeit wurden auf Island die drei Reihen, die „Runengeschlechter", als *Freys ætt* = „Freyrs Geschlecht", als *Hagals ætt* = „Hagels Geschlecht" und als *Týs ætt* = „Tyrs Geschlecht" bezeichnet. Weil die erste und dritte Achterreihe mit der f- bzw. der t-Rune beginnt, hatte man für sie einen entsprechend anlautenden Götternamen gewählt.




a *b*

Schwertortband von Thorsberg mit Runeninschrift

Ein Schleswiger Runenstein

Der Bauer Thams fand am Fusse eines Grabhügels am alten Rendsburger Landweg südwestlich von Busdorf einen der vier Schleswiger Runensteine. Dort steht er noch heute am ursprünglichen Fundort, während die anderen, in der Nähe der Handelsniederlassung Haithabu gefundenen Runensteine jetzt in dem 1985 neu eröffneten Wikinger-Museum nicht weit vom Halbkreiswall der "Oldenburg" aufgestellt worden sind. Es handelt sich um den grossen und kleinen Sigtrygg-Stein und Erik-Stein, der 1796 bei Wedelspang am Krüzbarg gefunden worden ist. Nicht weit von dem erhaltenen Grabhügel mit dem Runenstein aus der jüngeren Wikingerzeit (800-1000 n.Zw.) befand sich ein zweites, heute verschwundenes Hügelgrab, an das noch der Name Twee- oder Twiebargen erinnert. In dem heute noch erhaltenen Grabhügel von Busdorf ist wohl der in der Runeninschrift genannte Skarthi, ein Gefolgsmann des Königs Sven, bestattet, der für den im Kampf um Haithabu gefallenen Krieger diesen Runenstein gesetzt hatte. Die Inschrift des Runensteins von Busdorf lautet:

:suin:kunukR:sati:/stin:uftiR

:skarþa/sin/:himþiga:ias:uas:/:farin

:uestr:iąn:nu

:uarþ:tauþr:at:hiþa:bu

In der deutschen Übersetzung lautet die Inschrift:

"König Sven setzte den Stein
für Skarthi, seinen Gefolgsmann,
der nach Westen (England) gefahren war,
aber nun bei Hithabu (Hedeby) fiel."

Im Text des Busdorfer Runensteines steht der Name des Gefallenen im Dativ (Skartha). Im Nominativ hieß er also Skarthi, wie heute noch im Isländischen. Helga ist ebenso kein Mädchenname, sondern der im Dativ stehende Jungenname Helgi (Nominativ).
Die Inschrift auf dem Skarthi-Stein ist mit Runen aus dem jüngeren Runen-Futhark, das mit seinen 16 Runen ab 800 n.Zw. verwandt wird, in den hier abgebildeten Runenstein bei Busdorf eingehauen. Auffällig ist jedoch, daß auf dem Skarthi-Stein die Inschrift in der Pflugwendeform (Bustrophedon) angebracht ist, wie es unsere Abbildung2 zu zeigen versucht. Die Runeninschrift beginnt mit der Zeile 1 (unten links), verläuft nach oben und wendet wie der pflügende Bauer in der Zeile 2 wieder nach unten, usw. Als der auf dem Grabstein verfügbare Platz mit vier Runenzeilen ausgefüllt war, blieb dem Runenmeister des dänischen Königs Sven Gabelbart (etwa 985 -1014) nur noch die linke Schmalseite des Runensteines für die Inschrift: uarth : tauthr : at : hitha . bu (fiel bei Hedeby). Dies ist die dänische Form des Namens Haithabu (die Stadt auf der Heide), heute Haddeby an der Schlei und am Haddebyer Noor.
Den Namen der Wikingersiedlung Haithabu finden wir noch auf einem anderen der vier Schleswiger Runensteine, auf dem schon erwähnten Erik-Stein, den wir heute im Wikinger- oder Haithabu-Museum betrachten können. Seine Inschrift in den gleichen, auch Waldemarsrunen genannten Runen aus dem jüngeren Futhark lautet übersetzt:

"Thorulf, der Gefolgsmann Svens, errichtete diesen Stein für seinen Genossen Erik, der den Tod fand, als die Krieger Haithabu belagerten, und er war Steuermann, ein guter Krieger."

Diese Runeninschrift und auch die des Skarthi-Steines berichten nun als wichtige zuverlässige Quellen von dem Ringen um Haithabu. Der Dänenkönig Sven Gabelbart, ein Sohn des Harald Blauzahn, kam 995 von seinen Heerfahrten aus England zurück, um das Land seiner Vorfahren mit der schwedischen Wikingersiedlung dem schwedischen "Schloßkönig" Olaf wieder zu entreissen. Haithabu wurde

damals nach längerer Belagerung erobert, verlor aber unter dänischer Herrschaft bald seine Rolle als wichtiger Umschlagplatz zwischen Dorestad in Ostholland und Birka westlich von Stockholm. 1o66 wurde Haithabu von wendischen Eroberern verbrannt, und damit endet sein Schicksal.

Dr. Haye W.Hansen

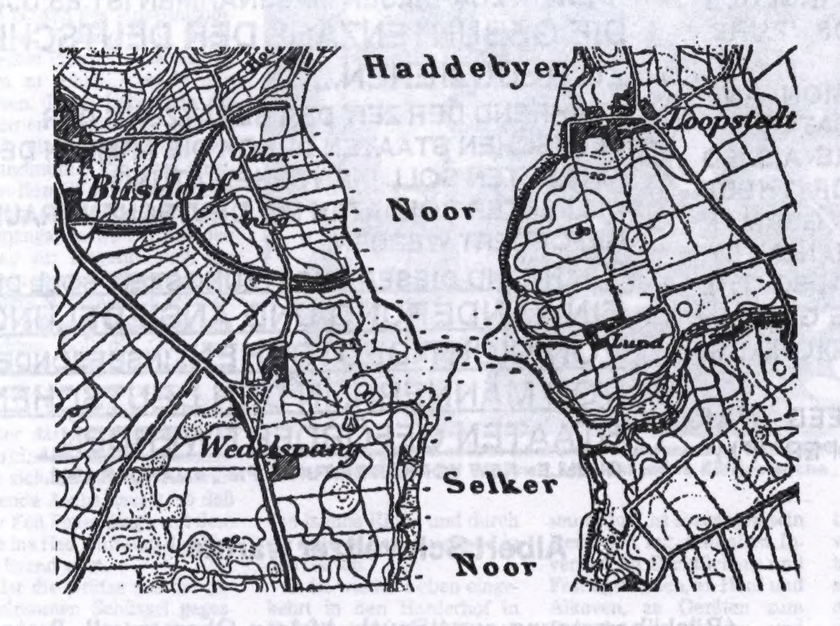


Abb.1: Haithabu (Oldenburg)

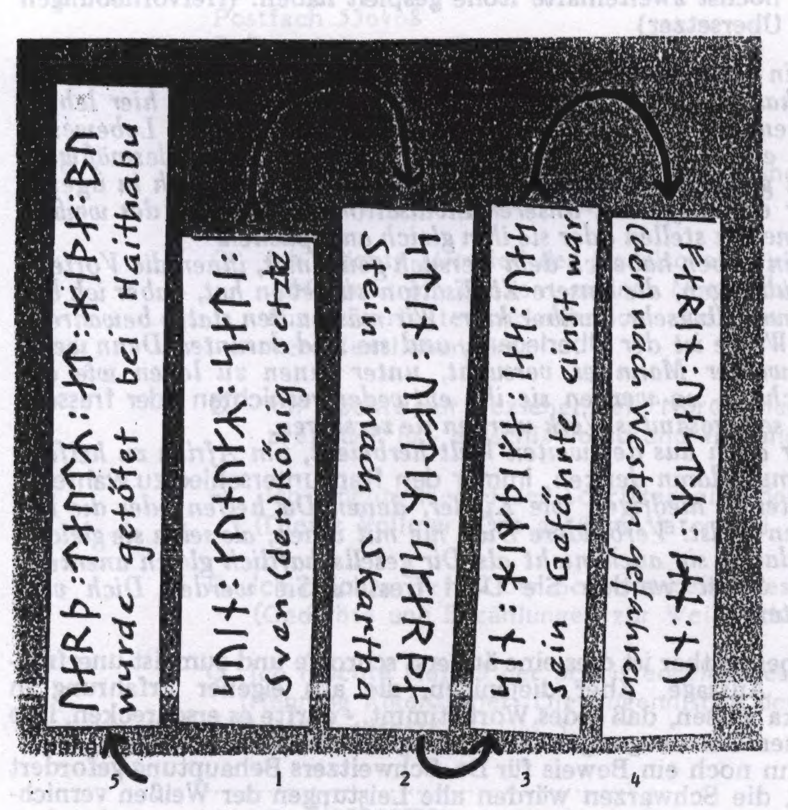


Abb.2: Inschrift des Skarthi-Steines bei Busdorf

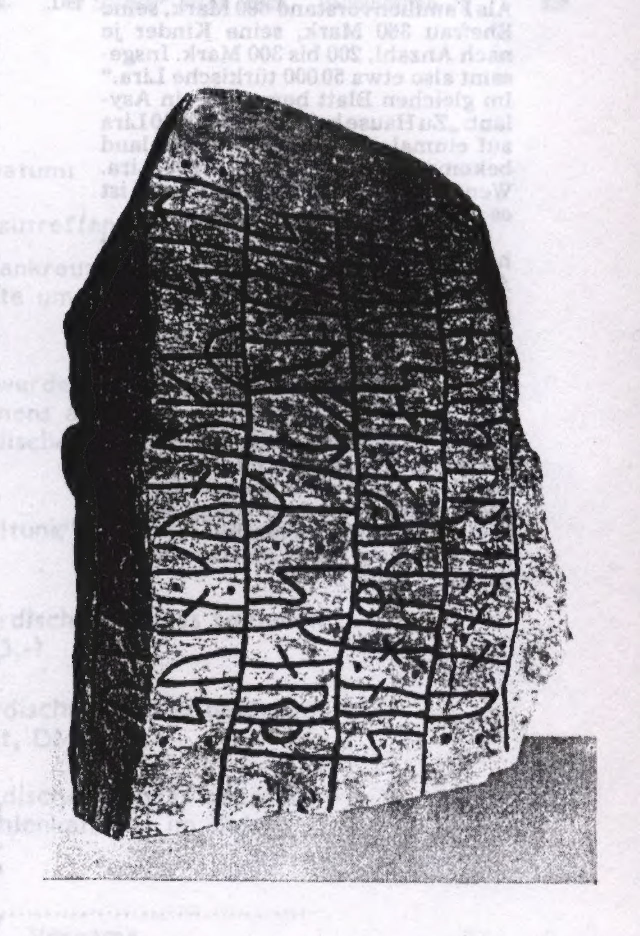


Abb.3 *Skarthistein von Busdorf*

EARNEST ALBERT HOOTON (1943) PROFESSOR OF ANTHROPOLOGY AT HARVARD UNIVERSITY, (USA):
"GENERAL OBJECTIVE: 'TO DESTROY GERMAN NATIONALISM...'
"BREAK UP THE GERMAN REICH INTO SEVERAL STATES..."
"THE OBJECTS OF THIS MEASURE INCLUDE REDUCTION OF THE BIRTH RATE OF 'PURE GERMANS,..."
"DURING THE PERIOD OF SUPERVISION AND OCCUPATION OF THE SEVERAL STATES BY ARMIES AND CIVILIAN STAFFS OF THE ALLIED NATIONS, ENCOURAGE MEMBERS OF THESE GROUPS TO INTERMARRY WITH THE GERMAN WOMEN AND TO SETTLE THERE PERMANENTLY. DURING THIS PERIOD ENCOURAGE ALSO THE IMMIGRATION AND SETTLEMENT IN THE GERMAN STATES OF NON-GERMAN NATIONALS, ESPECIALLY MALES".
SOURCE: ARTICLE ENTITLED "BREED WAR STRAIN OUT OF GERMANS", NEWSPAPER "PM" NEW YORK, JANUARY 4, 1943.

EARNEST ALBERT HOOTON (1943), PROFESSOR DER ANTHROPOLOGIE AN DER HARVARD-UNIVERSITÄT:
"ALLGEMEINE ZIELRICHTUNG:...DEN DEUTSCHEN NATIONALISMUS ZU ZERSTÖREN..."
"...DAS DEUTSCHE REICH IN MEHRERE STAATEN AUFZUTEILEN..."
"DER ZWECK DIESER MASSNAHMEN IST ES U.A., **DIE GEBURTENZAHL DER DEUTSCHEN ZU REDUZIEREN...**"
"WÄHREND DER ZEIT DER BESATZUNG DER DEUTSCHEN STAATEN DURCH DIE ARMEEN DER ALLIIERTEN SOLL DIE VERHEIRATUNG ALLIIERTER SOLDATEN MIT DEUTSCHEN FRAUEN GEFÖRDERT WERDEN..."
"WÄHREND DIESER BESATZUNGSZEIT SOLL DIE **EINWANDERUNG UND ANSIEDELUNG VON NICHT-DEUTSCHEN**, INSBESONDERE **VON MÄNNERN, IN DEN DEUTSCHEN STAATEN GEFÖRDERT WERDEN.**"
QUELLE: NEW YORKER ZEITUNG "PM", 4.JANUAR 1943.

Leben von Sozialhilfe

Schon 1980 wies die türkische Zeitung „Günaydin" auf den erfreulichen Status des Asylanten in der Bundesrepublik hin: „Er bekommt Sozialhilfe. Als Familienvorstand 680 Mark, seine Ehefrau 360 Mark, seine Kinder je nach Anzahl, 200 bis 300 Mark. Insgesamt also etwa 50000 türkische Lira." Im gleichen Blatt bemerkte ein Asylant: „Zu Hause habe ich nie 10000 Lira auf einmal gesehen. In Deutschland bekomme ich monatlich 50000 Lira. Wenn ich dann ausgewiesen werde, ist es mir gleich."

Diese Erkenntnis hat sich weltweit herumgesprochen. Sie provoziert Aufbruchsstimmung in fernsten Winkeln. Menschen, denen oft noch ein Fahrrad Staunen abringt, klettern ohne Furcht in modernste Jets, um sich über Tausende von Kilometern ins sagenhafte Eldorado düsen zu lassen. Der Kultur- und Zivilisationssprung ist gewaltig. Jules Vernes Zeitmaschine nimmt sich dagegen phantasielos aus. Das koloniale Export-Motto „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen!" wird neu interpretiert: Die Genesung findet im Haus des Samariters statt.

Albert Schweitzer warnte

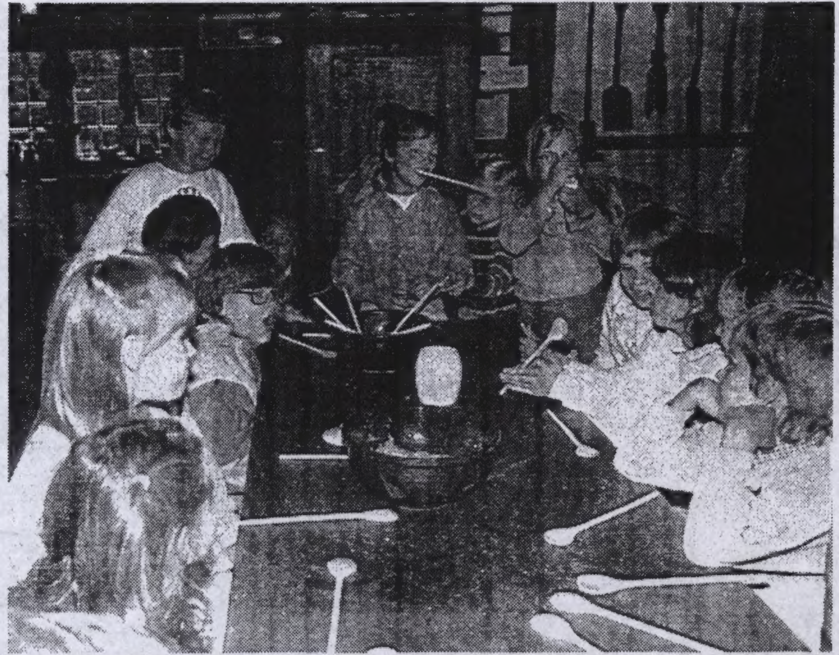
(Rückübersetzung aus "South African Oberserver", Pretoria (Südafrika, Postbox 2401, Mai 1977, Seite 8 -

.... Wenn da immer noch eine gläubige Seele den Aussagen der VEREINTEN NATIONEN Bedeutung beimessen will,- so soll sie auf die Worte einer weltweit anerkannten Persönlichkeit hören: Der verstorbene Dr. Albert Schweitzer erklärte 1961 während des Kongokrieges, in dem die Vereinten Nationen eine tätige, aber höchst zweifelhafte Rolle gespielt haben: (Hervorhebungen vom Übersetzer)

"Mein Leben habe ich dem Versuch gewidmet, die Leiden Afrikas zu erleichtern. Alle Menschen, die wie ich hier leben, müssen e i n e Sache lernen und kennen: Jene Lebewesen sind eine Unterasse. Sie haben weder die verstandesmäßigen, noch geistigen oder gefühlsmäßigen Fähigkeiten, sich in irgendeiner der Aufgaben unserer Zivilisation an die Seite des weißen Mannes zu stellen oder sie ihm gleich anzupacken.
Mein Leben habe ich dem Versuch gewidmet, ihnen die Vorteile darzubringen, die unsere Zivilisation zu geben hat, - aber ich bin mir nur allzusehr darüber klar: Wir müssen den status bewahren: Der Weiße ist der Überlegene, und sie sind darunter. Denn wenn ein weißer Mann es versucht, unter ihnen zu leben wie ein Gleicher, - so werden sie ihn entweder vernichten oder fressen. *Und sein gesamtes Werk werden sie zerstören.*
Wer auch aus der weiten Welt herbeieilt, um Afrika zu helfen, der muß daran denken, immer den Rangunterschied zu wahren - *sie stehen niedriger, wie Kinder, denen Du helfen oder die Du lehren willst. Verbrüdere Dich nie mit ihnen, als seien sie gleich! Du darfst sie auch nicht als Dir gesellschaftlich gleich anerkennen! Sonst* werden Sie Dich fressen. *Sie werden Dich vernichten!"*

Unbestreitbar ist dies eine äußerst schroffe und zumeist unerfreuliche Aussage. Aber diejenigen, die aus eigener Erfahrung in Afrika wissen, daß jedes Wort stimmt, - dürfte es erschrecken, ihre eigenen Überzeugungen so klar ausgedrückt wiederzufinden.
Wenn noch ein Beweis für Dr. Schweitzers Behauptung gefordert wird, die Schwarzen würden alle Leistungen der Weißen vernichten, - so wird dieser durch die Ruinen von Zimbabwe und andere in Rhodesien erbracht: die höchste Kultur, die einst im südlichen Afrika bestand, ist von der Erdoberfläche verschwunden, - nur Ruinen ziehen den Reisenden noch an!
So sind die nackten Tatsachen Afrikas!.....

Grütze im eisernen Grapen nach uraltem Rezept



Buchweizengrütze selber kochen im Museumsdorf Volksdorf macht Spaß; sie aber auch zu essen aus irdener Schüssel, ist nicht jeden Kindes Sache FOTO: P. MEYER

Der Tisch ist ein bißchen klein, um den sich die Kinder mit den Holzlöffeln drängen – im alten Harderhof hat früher sicher ein größerer gestanden. An ihn setzten sich damals die Bauersfamilie zur Buchweizengrütze – so wie es heute die Schulkinder tun.

Zuvor haben sie draußen im Garten des Museumsdorfes in Volksdorf die Buchweizen-Pflanze betrachtet, um zu sehen, was sie nun essen. Dann haben sie die Körner gemahlen, stilecht mit einer schwergehenden Handmühle. Ein altes Grützen-Rezept mit inzwischen kaum noch bekannten Mengenangaben wies ihnen den Weg zur Magenfüllung, die sie in einem eisernen Grapen, einem Mehrzweck-Kochtopf, auf offenem Herdfeuer anrichten. Soll die Glut verglimmen, wird der schwarzverrauchte Feuerstülper, einem Vogelkäfig ähnlich, über das Feuer gedeckt. Er verhindert, daß die Hauskatze sich zu nah an die wärmende Asche kauert, so daß ihr Fell Feuer fängt, mit dem sie ins Heu läuft und den Hof in Brand setzt.

Ist die Grütze aus der gemeinsamen Schüssel gegessen, wird auch in hölzerner Spülmulde abgewaschen – das Wasser fließt dann zur großen Überraschung der Kinder einfach auf den Boden in eine Rinne und durch ein Loch in der Hauswand in den Garten.

Es ist wieder Leben eingekehrt in den Harderhof in Volksdorf, der bis 1935 noch regelrecht bewirtschaftet wurde. Er gehört heute neben Schmiede, Grützmühle und Spieker-Haus zum Museumsdorf, ist sozusagen sein Herzstück mit dem alten Inventar. An Sticktüchern und Festtagshauben, an Herd und Alkoven, an Geräten zum Dengeln von Sensen und Hacken von Rüben läßt sich bäuerliches Leben ablesen aus einer Zeit ohne Traktor, fließendes Wasser und elektrisches Licht. Möglich geworden ist das durch die Einbeziehung dieses Privat-Museums in die Betreuung durch den Museumspädagogischen Dienst der Kulturbehörde.

Gewünscht hatte sich der das Museum tragende Verein „Der Spieker" schon lange. Jetzt konnte in einem Arbeitsbeschaffungsprogramm der arbeitslose Lehrer Georg Wieghaus mit der Aufgabe betraut werden, das Museum auch einer breiteren Öffentlichkeit, vor allem Schulklassen, aber auch anderen Gruppen, zugänglich zu machen. Zwei Jahre lang wird Wieghaus das Museumsdorf, aber auch andere Hamburger Privat-Museen betreuen.

Die Grützen-Zubereitung, durch die ein Einstieg für etwa Zehnjährige in die Heimatgeschichte gefunden werden kann, soll nicht seine einzige Anregung für das Museum sein. Bemühen will er sich auch um die Senioren der Umgebung, die sich sowieso schon auf dem Gelände treffen – in einem Teil des Spieker-Hauses ist eine Altentagesstätte eingerichtet. Sie sollen in Gesprächskreisen eigene Geschichten erzählen und damit Geschichte zusammentragen.

Dinge, an denen sich die Phantasie festmachen kann, gibt es genug: eine komplett eingerichtete funktionsfähige Schmiede, eine Scheune, durch die der Erntewagen hindurchfahren kann, die Reisekalesche des Heinrich von Ohlendorff, der den Hamburgern Volksdorf als Wohngebiet erschloß, Backofen, Bienenstock und Bauerngarten. Rei

An
Nordischer Ring e.V.
Postfach 53o4o8
D-2ooo HAmburg 53

Datum:

(zutreffendes bitte ankreuzen)

O Ich möchte mehr von Ihnen erfahren und bitte um Zusendung Ihres Vorstellungsblattes.

O Ich möchte Mitglied des Nordischen Ringes werden und zahle nach Aufnahme ein Prozent meines Nettoeinkommens als Mitgliedsbeitrag. Hierfür erhalte ich kostenlos alle vom Nordischen Ring herausgegebenen Veröffentlichungen.

O Ich möchte nur Bezieher der "Nordischen Zeitung" werden (Jahresbezugspreis DM 1o,- einschl. Porto und Versand).

O Ich möchte Heft 1 der Schriftenreihe des Nordischen Ringes beziehen (Dieter Vollmer: Das größere Vaterland, DM 3,-)

O Ich möchte Heft 2 der Schriftenreihe des Nordischen Ringes beziehen (Gedichte und Erzählungen zur Weihnachtszeit, DM 5,-)

O Ich möchte Heft 3 der Schriftenreihe des Nordischen Ringes beziehen (Henning Fikentscher: Die Bogennische der Höhlenkammer im Felsen II am Externstein, DM 5,-)

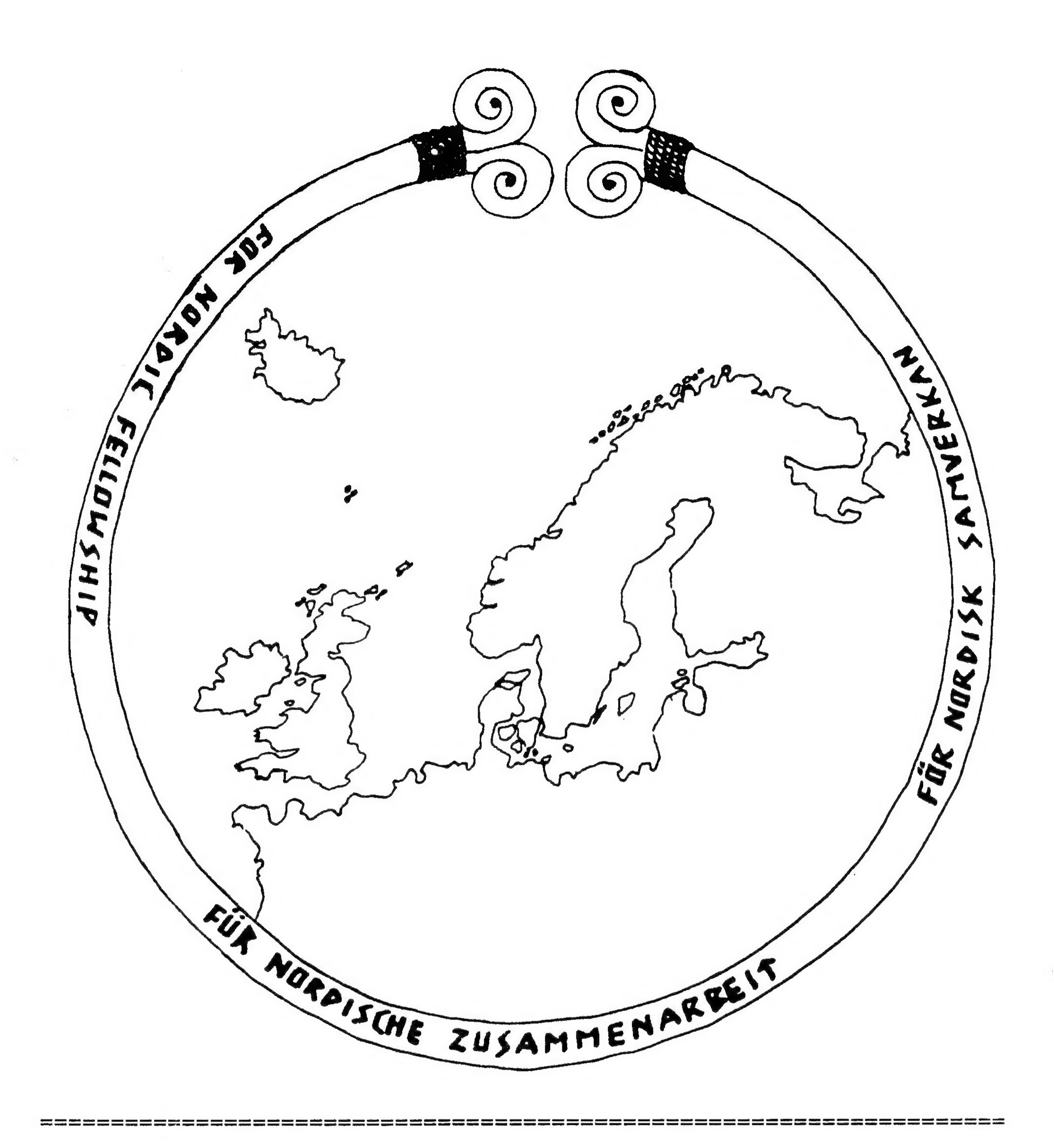
.... Nachname

.... Vorname

.... Anschrift

.... Unterschrift

(2 Hefte)
10,-
91/38166



==

BESTELLSCHEIN an die "Gesamtdeutsche Arbeitsgemeinschaft,
Tresckowstraße 52, 2000 Hamburg 20 , Tel.403118.

Bestelle das Blatt "Nordische Zukunft", Vierteljahresschrift zum Jahres-Bezugspreis von DM 7,50 und werde den Betrag auf Postscheckkonto 1464 47-2o4 oder 3040 45-2o3 (Albrecht Müller) oder Dresdner Bank Hamburg, Kto. 4 110 523 (Albrecht Müller/Gesamtdeutsche Arbeitsgemeinschaft) überweisen.

Name:______________________ Vorname:__________________ geb.:___________

Wohnort:___________________ Straße:___________________ Beruf:__________

Datum:____________

____
(Unterschrift)